

III.

Von einigen Nachbildungen der
Römer.

I.

Von der Horazischen Dde.

Welche Altäre sind dem Horaz gebauet: und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genossen: sollten wir wohl auf diese Altäre die Brustbilder einiger Deutschen Dichter setzen dürfen? — Auf der andern Seite, wie viel Deutsche Horaze gibt es nicht, die diesen Namen bei einem Publikum, das oft nicht Rom ist, gepachtet haben, und ihn vor sich her ausschreien lassen? — Ein Ding in vierzeilichten Strophen, voll Strohfeuers oder todten Feuers, voll verworrener Constructionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermischt mit hinkenden Reimen heißt eine — Horazische Dde. Wirdar kennt man zum Glück nicht: sonst würde man noch ärgere Misgeburten hervorbringen, die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Antistrophe und Epode,

aus neun Nachen Unsinn bellern und sich nennen —
Pindarische Oden. —

Kammeler, Klopstock, Uz und Lange, vier Genies von so verschiedenen Talenten, sollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Kammeler in seiner Kunst, das Ganze einer Horazischen Ode zu bauen: Klopstock im fortgehenden Strome seiner Empfindung: Uz, im Tone der philosophischen Ode: Lange, in der Zusammensetzung Horazischer Gemälde — Habe ich die Rollen recht vertheilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leser? — Ich werde die Stimmen sammeln.

Von Kammeler haben wir eine längst erwartete Ausgabe seiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber stark an innerem Gewichte sind. Wir wollen seine Muse beschleichen, um ihr ihre Kunstgriffe abzulernen, und vielleicht sind dies die vornehmsten: Erstlich: Sie zaubert Sujets unsrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um sie eingekleidet in die Morgenröthe einer antiquen Allegorie, uns entgegenzuführen. Besonders weiß sie einen Horazischen Odenplan so geschickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß sich seine Wendungen, Bilder, und Ausdrücke, genau auf denselben anpassen. Und dann ist auch der seine Wohlklang und die genaue Versifikation der äußere Schmuck, der Kammeler zu einem Deutschen Horaz macht.

Fiktionen machen das schönste Ganze der Ode, und der reinste Quell zu diesen Fiktionen ist unstreitig das Alterthum. Das Alterthum ist voll von

poetischen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer diese mit einer Meisterhand zu brauchen weiß, macht seinen Gegenstand dadurch neu, ehrwürdig und sinnlich, und wie hoch steht eine Dde, die dies thun kann. Daher haben die größten Genies aus diesem Quell der Musen, der Allegorie, wenn ich dies Wort im weitesten Verstande nehme, getrunken: die kleinen Geister schauern vor diesem Trank, weil Kenntniß und Geschmack des Alterthums, ja fast ein dramatisches Genie dazu gehört. „Die höchste poetische Kunst, sagt vielleicht eben dieser Dichter*), ist, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben.“

Seine Nymphe Persanteis und Sprea verdient den Zuruf:

tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolomäus und Berenice, ein edles hymenäisches Gespräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgesang des Catulls: Vesper adest, juvenes! folgt, hat die Naivetät durchaus, die im horazischen Gespräche: Donec gratus eram tibi — herrscht: ja vielleicht läßt sie sich hin und wieder zu einer kleinen Nachlässigkeit herunter, wie vielleicht, wenn Berenice von ihrer Locke sagt:

— Die funfzehn oder sechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

*) Crit. Nachr. aus dem Reich der Gelehrf. St. 1.

Die Ode an die Göttin Concordia *) ist des Altars im Janustempel würdig: nur dürfte die Göttin Ute vielleicht zu altarietisch, oder altrömisch seyn, da sie freilich gegen die wilden Anfälle auch selbst in Friedenszeiten sich mit Drat und Beil waffnen mußte; wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Ute von der Erde ablöse, nicht vor sich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert sich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene herkulischen Zeiten, da die Götter dieser Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es schön fand; in die poetischen Zeiten, da weder Tapferkeit noch Erfolgung in dem Gesichtspunkt des Moralischen vom Dichter durften angesehen werden. — Die Ode an Hymen **) ist werth, daß Hymen,

wenn ihn noch ein festlich Lied
herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger selbst erscheine,

— zwei Ring' an einer Hand
und um die Schläfe Myrten
und um den Arm ein goldnes Band,
ihm eine Braut zu gürtten.

Sein Lied an Fabius ist ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durchgeführt

*) Lit. Br. Th. 23. p. 92.

**) Lit. Br. Th. 23. p. 90.

werden können *): denn eben durch sein Zaubern ward Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dieß Zaubern allein, das bloß der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Barro, zur späten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesetzt hätte: denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urtheil, Wien von Ihm.
Den Zauderer rechtfertigt Annibal
Und Daunens Friederich.

Man denke aber nicht, daß Kammiller bloß in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sey: sein allegorischer Genius verläßt ihn nie, und oft sind in Theilen der Ode die Erdichtungen so schön, daß sie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen Granatapfel, in Berlin gewachsen, hat hierinnen viele vorzügliche

*) Ich glaube, dies ist, was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt: nicht aber die Odenwendung (s. Lit. Br. Th. 8. p. 388.) Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muse haben, die

sich wirrt', doch nie verirret —

Ich finde auch, nach dem, was ich vom Fabius weiß, nichts zu beißendes in dieser Ode.

Beispiele, und weil ich in einer selbengewordenen
 Wochenschrift *) Erläuterungen finde, die nicht bloß
 die Ode erklären, sondern uns auf die feinsten Schön-
 heiten aufmerksam, und mit den Ideen der poetischen
 Kunst vertraut machen, nach welchen der Dichter ar-
 beitete: so mache ich meinen Lesern und mir ein
 Vergnügen, wenn ich sie hersehe:

O die du dich zur Königin der Früchte
 Mit deinem eignen Laube krönen mußt,
 Aurorens Kind 1), an welchem Sonnenlichte
 Zerspaltest du die Purpurrothe Brust,
 Die Proserpinen 2) ihre Körner
 Im Tartarus zu kochen trieb,
 Und machte, daß sie ferner
 In Plutons Armen blieb.

Der Erdball ändert sich 3): das Meer entfliehet
 Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;

*) Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehr-
 samkeit. Berlin bei Haude und Sp. 1750. Et. 6.

1) Sie wächst im heißen Orient und verirrt sich nach
 Norden.

2) Proserpine ward vom Pluto entführt Ceres be-
 kam die Erlaubniß, ihre Tochter wieder zu holen,
 wosfern sie noch nichts in der Hölle genossen hätte.
 Sie ward verrathen, daß sie einige Granatkörner
 gekostet habe, und ihre Mutter kehrte einsam wie-
 der zurück.

3) Die großen Veränderungen der Erde durch Zurück-
 tretung des Meeres wie zu den Zeiten des Libe-

Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
 Pomona füllt ihr Horn in dir allein:
 Und Flora muß auf dein Begehren
 Aus allen Blumen Kränze drehn,
 Und mit gesunkenen Aehren
 Die blonde Ceres⁴⁾ gehn:

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umschoren,
 Der Gott Sylvan⁵⁾ und zieht ein Labyrinth⁶⁾
 Selbstirrend auf vor deinen offenen Thoren,
 Die nicht umsonst den Künsten offen sind.

rius, oder durch Erdbeben und Verschüttung
 der Berge, werden mit den fruchtbaren Verände-
 rungen der sonst so sandigen Mark verglichen. Auf
 die botanischen Gärten wird durch das Wort: alle
 Blumen gezielet: mit gesunkenen Aeh-
 ren bringt uns die neuesten Bemühungen um den
 Ackerbau in den Sinn.

- 4) Pomona ist die Göttin der Gartenfrüchte, Flora
 der Blumen, Ceres des Getraides.
- 5) Sylvan ist ein Waldgott. Teneram ab radice
 ferens, Sylvane, cupressum. Virg. Das
 Haupt umschoren. Hier bemerken wir eine
 griechische Wortfügung, welche die lateinischen Poe-
 ten gleichfalls angenommen haben: Et teneras
 arbores portat, circumtonsas caput, Deus
 Sylvanus.
- 6) Zwischen Berlin und Charlottenburg ist
 ein Irrgarten von jungen gerade geschornen Fich-
 tenbäumen angelegt, und mit Statuen geschmückt.

Die Künste nehmen Dädals Febern 7)
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer hat allhier der Vorgebirge Rücken
Zu Tempeln und Pallästen ausgehöhlt 8),
Die rund umher der Pyrrha 9) Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich und halb beseelt?

7) Dädalus war ein großer mechanischer Künstler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von sich lassen wollte, er machte sich aber Flügel und entkam: die schönsten Gewerke und Manufakturen kommen zu uns herüber.

8) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfach und Pracht sind beisammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dohm sind Zeugen davon, und können deswegen mit einem glatten Felsen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehöhlt hat.

9) Pyrrha und Deukalion bleiben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angesichte Steine hinter sich, woraus Menschen in die Höhe wuchsen. Ein schmeichelhaftes Gleichniß für einen Bildhauer, wenn seine Statue mit einem Menschen verglichen wird, in dem Zeitpunkte, wo er aufhört, Stein zu seyn, und anfängt, lebendig zu werden.

Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
 Erhebt sich euer Pantheon 10)
 Die Weisen alle dienen,
 Die Völker lernen schon.

Sagt, Sterbliche! den Sphären ihre Zahlen
 Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,
 Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstrahlen 11),
 Deckt die Geburt des alten Goldes auf,

10) Pantheon, ein Haus, worin alle Götter wohnen, aus welchen jeder Priester sich einen Schutzgott wählen kann, der etwa über einen Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirdische Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne, 2c. herrscht, oder der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Dieses Pantheon bedeutet ohnfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandstätte des alten Stalles und der alten Mahler- und Bildhauer-Akademie gebauet, und mit Götterbildern gezieret ist.

11) Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht genug bestimmt haben, und vielleicht nie bestimmen werden, mit solchen zusammengesetzt, die schon mehr bekannt sind, dergleichen die Zerstreung der Sonnenstrahlen durch ein Prisma ist. Ein artiger Betrug! Alle diese Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an sich: doch so unmöglich sie dem ersten Anblick nach scheinen, so wissen wir doch, daß die gelehrte Welt sich schon an alle gewagt hat.

Und steigt an der Wesen Kette 12)
 Bis dahin, wo der höchste Ring
 An Jovis Ruhebette
 Seit Chaos Aufruhr hing 13).

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
 Verliert den Hydrakopf 14) durch einen Streich

12) Das mineralische Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zusammen: der staudichte Stein hat an beiden sein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere gränzen an einander. Hier zieht sich das fühlende amerikanische Kraut zusammen, so bald es angerührt wird, dort sproßt der Polypus wie ein abgeschnittner Zweig. Ja alle drei Reiche gehen durch einander, und knüpfen sich an tausend Enden zusammen. Laßt uns einmal unter den Menschen fortgehen bis zum Affen: dieser und der behaarte wilde Mensch, wie sind sie unterschieden? Der vorzüglichste Mensch, und = = = Hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größte Weise sieht von dieser Kette nur zerrißene Glieder.

13) Seit der Erschaffung, da sich das Getümmel der Elemente legte.

14) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfiges Ungeheuer, welches Herkules umbringen wollte. Allein, wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchsen zwei an dessen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eisen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

Von der Gerechtigkeit beslammtem Schwerdte; 15)
 Der Uberglaube kämpft und flieht zugleich:
 Wie vor den kühnen Sonnenpferden
 Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;
 Denn tausend Städte werden
 Ihm einen Altar bau'n.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
 An Künsten reich, und groß wie Sparta war: 16)
 Es zog vom Schall der Flöte schön verführet
 In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
 Und alle, die den Kampf verloren,
 Bestätigten durch einen Eid:
 Die Stadt 17) sey nur geboren
 Zu Waffen und zum Streit.

15) Die schnelle Endigung der Proceffe ist bekannt, und schon ein Muster der Nachahmung.

16) Sparta oder Lacedaemon war zum Kriege geboren und verbannte die Künste: eine gewisse Stadt liebt die Künste, und ist dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schalle einer wohlgesetzten Musik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen den zahlreichsten Feind gingen und siegten. Man untersuche die genaue Aehnlichkeit selber.

17) Wird von Sparta gesagt, und deucht unserm Dichter schöner, als wenn es geradezu von Berlin gesagt würde: weil man die Eigenschaften von Sparta sonst nicht erführe, weil der Geist die angenehme Beschäftigung bekömmt, es auf Berlin zu deuten, weil ein solches Lob zugleich feiner ist,

So sang Calliope 18), die voll Entzücken
 Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
 Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
 Den Weg zum Tempel des Apollo nahm, 19)
 Wo mit dem Pinsel und mit Saiten
 In Larven und im Lorbeerkranz
 Die Musen sich bereiten
 Zum schönsten Reihentanz.

Eine Ode von dieser Art ist mehr für ein Oden-
 genie, als ein schlechtes poetisches Collegium: fast
 jede Nummer zeigt „die höchste poetische Kunst des
 Dichters, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben:“
 auf die Art bestrebe ich mich, den Pindar und
 Horaz mit selbst zu erklären: und so erkläre man
 sich

und weil kein lyrischer Schwung darin wäre, wenn
 der Poet in eben der Construction fortführe: Du
 zogst vom Schalle.

- 18) Calliope, die Muse, besingt, wenn man ihr
 ein besonderes Amt geben will, die Helden am
 liebsten. Dieses deutet auch ihr Ehrenzeichen, die
 Trommete, an.
- 19) Apollo ist der Gott der Musen, oder der Erfin-
 der der freien Künste. Unser Opernhaus führt die
 Römische Aufschrift: Fridericus Rex Apollini
 et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es
 deutlicher: denn aus Poesie, Musik, Decoratio-
 nen und Balleten erwächst die Oper.

sich jede Ode Rammfers, um ihre sinnlichen Bilder in aller ihrer bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken. — Ich sollte meinen Lesern diese Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um sie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausschmückung ihrer Theile zu bemerken: da dieß aber zu weitläufig ist, und bei andern Oden von ihm füglich geschehen kann: so kann ich nicht umhin, meine Leser wenigstens auf den feinen Wohlklang dieser Ode aufmerksam zu machen. Ich rede nicht selbst, sondern schreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkungen hin:

1) Die ganze Zusammensetzung der Strophe ist zum Wohlklinge eingerichtet, ihre Zeilen laufen schmal zusammen, und spizen sich mit einer männlichen Schlusssylbe, fast wie ein Pfeil. Diese Figur deucht dem Auge so schön, als ein solcher Gang des Verses dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Versen kann der Abschnitt bald vorn bald hinten gesetzt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abschnitt bleibt gar weg, wenn eine andere Schönheit erhalten werden kann:

umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken
Den Weg zum Tempel des Apollonahm.

Beide Verse laufen fort, und drücken einen Gang aus.

Herders Werke 3. schön. Lit. u. Kunst. II. S. Fragmente.

Mit deinem eignen Laube krönen muß
scheint den Kranz herum zu flechten.

Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf
läuft wie der Sturmwind.

4) In jedem Verse findet man einen oder mehrere von den starkklingenden Vokalen U und O oder einen Diphthongus, welcher gleiche Wirkung thut.

5) Nicht leicht über 3 Consonanten stehen hinter einander, auch so gar zwei Wörter bringen nicht mehr zusammen.

6) In den Versen:

Die Proserpinen ihre Körner —
Pomona füllt ihr Horn in dir allein —
In ihrer harten Hand —
Die Weisen alle dienen —
So sang Calliope, die voll Entzücken —

sehen wir, daß wenn ein Wort auf einen Consonans ausgegangen ist, das folgende mit einem Vokal anfängt, und daß es mit einem Consonans anfängt, wenn das vorige mit einem Vokal schloß. Dieses ist zwar selten möglich zu machen, wir finden es indeß in einem jeden Verse einmal bis viermal.

7) Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verses, noch zwischen zweien Versen.

8) Vom Reim müssen wir auch gestehen, daß keiner zweimal vorkommt. Horaz schließt gleich-

falls keinen Vers zweimal mit einerlei Worten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in seine Ode, welches zu verstehen ist von den vornehmern Worten, nicht von non, qui sunt etc. Dieser Odedichter wird bei seiner Arbeit vielleicht nicht alle diese Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kömmt es, daß man sie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabei verloren hat?

So stolz höret ein feines Iyrisches Ohr, und sollten auch einige dieser Schönheiten wirklich verfliegen, wenn man sie zu Regeln macht: sollten sie auch, so bald als sie Gesetze werden, Hindernisse seyn: so muß man um so mehr den Dichter bewundern, der diesen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen können. Ein so feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet seyn, die eben so stolz deklamirt; denn so wie die Iyrische Poesie, nach Klopstocks gerechter Bemerkung, des meisten Wohlklanges fähig ist: so nähert sich auch die Iyrische Deklamation der Musik am meisten. Und würde also auch nicht der allgemeine Ruf von Rammers Deklamation voll seyn: so würde schon sein feiner Wohlklang in mir den Wunsch erregen, ihn deklamiren hören zu können.

Nicht blos Allegorie und Wohlklang: die Anordnung zum Ganzen der Ode ist der Vorzug, weswegen der Name Horazisch seinen Oden zukömmt. Oft arbeitet er über Hora-

zische Pläne bei ähnlichen Gegenständen: sein Páan an die Concordia folgt dem Gange der Ode des Flaccus an das Glück, so gar bis auf das Bild der Nothwendigkeit:

Te semper anteit sæva necessitas
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans athena, nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum - -

Ich bin mit Kammler darinnen wohl zufrieden, daß er dies überladne Bild, das schon Sanadon und noch neuerlich Lessing für frostig erklärt, abgekürzt; nur scheint der Periode, nach seiner sinnlichen Inversion betrachtet, etwas mißrathen zu seyn. Die Ode an seinen Arzt bringt uns die Horazischen Zurufe an seinen Weinknaben in den Sinn, und ist mit Geist und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum: die Ode an Hrn. Krause eine ähnliche über sich, und am allermeisten die Lobgesänge auf den König, das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Augustus und Mæcenas opferte.

In einzelnen Bildern, Constructionen und Wendungen findet Horaz noch häufiger das Seinige wieder, und überhaupt kenne ich keine Deutschen Oden, die leichter und schwerer ins Lateinische zu übersetzen wären, als diese — Leichter: weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang

nach dem Lateinischen abgezirkelt, gleichsam vor sich findet; schwerer, um der Fülle, Kürze und dem Wohlklange keinen Eintrag zu thun. Was Lessing mit dem Anfange des *Mefias* versuchte, probire man mit Kammfers *Ode an den Arzt*, an die Kugel u. s. w.

Was ist nun von dieser Horazischen Nachbildung zu urtheilen? Es ist nicht zu vermuthen, daß Kammfer blos Horazische Vorfälle wähle, um Horazisch singen zu können; wenn wir ihn blos in diesem Gesichtspunkte betrachten: so dürften die besten Horazischen *Oden* nicht alle von ihm nachgebildet seyn, und erreicht? — vielleicht keine. Alsdann ist er geschmack- und kunstvoller Nachahmer. Aber er ist mehr, — und hat es bewiesen, daß er ohne Horazische Pläne und Bilder Horazisch singen könne, und dies erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Alterthums, und einen Artisten von Geschmack.

Vielleicht hat Kammfer den Grundsatz mit einem andern großen Genie gemein: daß *Horaz* alle Muster aller *Oden* geliefert, und so zu sagen, jede Schönheit derselben erschöpft: vielleicht sind die ersten Eindrücke von den Poesien des Roms bei ihm so mächtig, und in ihren Spuren so ewig gewesen, daß sich leicht alles, selbst Originalgedanken, nach diesen Eindrücken modeln; denn in der That! unser Genie und Geschmack nimmt die Bildung von dem an, was vorzüglich und zuerst auf dieselben wirkte: vielleicht sehe ich nicht alle die Reize ein, die gewisse mythologische Bilder noch in unsrer Zeit haben können — aber ich sage nichts, als

meine Meinung. Fesselt nicht Horaz, dies große Genie, oft zu sehr? — Mir kommt, damit ich ein paar Beispiele anführe, in der Ode an die Kugel, die Beschreibung der Hölle etwas fremde*) an diesen Ort:

— ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe dem giftgeschwollenen Cerberus.
Ich hörte schon das Rad Tritons rasseln, sahe Die Brut des Danaus
Verbannt zum Spott bei bodenlosen Fässern — Und Minos Antlitz und das Feld Elysiens.

Horaz selbst ist kürzer und anschließender, obgleich dieses Bilder seiner Religion waren: hier sind sie aber zu bekannt, zu allgemein, und zu wenig aus dem Individualfall genommen; die folgenden sind es schon mehr:

— Den großen Anherrn eines größern Urenkels und sein Zelt
Voll tapfrer Brennen sah ich! Ihre Lieder
Ihr Fest bei jedem Rektarmal
ist Er — —
Schon sang ich seine jüngste That —
Aicäus würde jetzt mein Lied beneiden

*) Si quaedam nimis antiquae, si pleraque dure
— — credit dicta — —

Et sapit et mecum facit et Jove judicat aequo.

Hor. L. 2. Ep. I.

Schon sah ich Cäsar lauschend nah
Mit ihm den weisen Antonin, und den von beiden
Gefeyrten Julian.

Bei dem sehten Ausdruck haben die Literaturbriefe*) dem Herrn Professor Kammeler einen höflichen Verweis gegeben, daß er es aus der Kaiserhistorie vergessen hätte, wann Julian gelebt: und trauen ihm beinahe eine türkische Chronologie zu, daß Cäsar und Antonin den Julian haben feiren können. Allein, sie vergessen, daß dies im Reich der Todten vorgeht, und daß ja alle drei Friedrich feiren sollen. In Kammeler's Oden ist vielleicht weniger ein Ausdruck zu vermuthen, quem incuria fudit, als in den Literaturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode an die Feinde des Königs die herkulische Beschreibung eben die Note verdienen, die ich bei der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik, und etwas zu unedel seyn möchten.

Abstrahirt von diesem Horazischen, ist Kammeler ein vollkommenes Muster der Ode: jedes Wort abgewogen, abgemessen, abgezählt: jede Construction gewählt, geordnet, gewaffnet: jede Freiheit nicht blos Licenz, sondern Muster: seine undeutschen Redarten bereichern die Sprache: seine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht: der Zwang in seiner Periode ist von der Gewalt und dem hinreißenden Ströme der Ode verursacht; ein Werk

*) Eb. 8. p. 388.

des Vorsages und Fleißes, nicht der Noth und des Unvermögens: sein Mangel an der Cäsur bisweilen und sein schwerer Reim durch ein Beiwort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe, die man seinen Oden von dieser Seite macht, sind kurzichtig und eigensinnig.

Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode*) hersehen, die sich am besten aus Kammfers Oden erklären läßt.

„Die wahre Kritik erkennet in der Ode eine
 „höhere Ordnung, die zwar versteckt seyn, aber nie-
 „mals vernachlässigt werden darf. Es gibt mancher-
 „lei Ordnungen, in welchen die Gedanken unfreier
 „Seele auf einander folgen können. Die Ordnung
 „der Zeit, des Raums, der Vernunft, des
 „Wißes, der Scharfsinnigkeit u. s. w. die
 „Ode verwirft alle diese Ordnungen. Sie schreibt
 „nicht historisch, wie der epische, nicht topo-
 „pisch, wie der malerische Dichter: sie folgt
 „auch nicht der Ordnung der Vernunft wie etwa der
 „Lehrdichter. Die Ordnung, die ihr wesentlich
 „ist, kann die Ordnung der begeisterten
 „Einbildungskraft genannt werden. Eine
 „einzig ganze Reihe höchst lebhafter
 „Begriffe, wie sie nach dem Gesetz einer begei-
 „sterten Einbildungskraft auf einander folgen, ist
 „eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche die Glieder
 „der mit einander verbinden, aber selbst nicht den
 „höchsten Grad der Lebhaftigkeit besitzen, werden von

*) Lit. Br. Th. 17. p. 149. 2c.

„dem Dendichter übersprungen, und daraus entsteht
„die anscheinende Unordnung, die man der Dde zu-
„schreibt. Durch diese Betrachtung läßt sich auch
„entscheiden, in welcher Gattung von Dden ausge-
„mahlte Bilder und Gleichnisse, öfters auch Digres-
„sionen und Nebenbetrachtungen, erlaubt sind, und
„in welcher die Bilder und Gleichnisse, nur mit gro-
„ßen Pinselstrichen zu berühren, und die Ausschweifun-
„gen von dem Hauptgegenstande sorgfältig zu vermeiden
„sind. Aus diesen Begriffen kann man die Regeln
„herleiten, wo die Dde anfangen und schließen muß.

„Da die Anlegung des Plans zu einem Gedichte
„und also auch zur Dde kein Werk der Begeisterung
„sondern des Nachdenkens und der überlegenden Ver-
„nunft ist: so muß der Plan der Dde dem Dich-
„ter ungemaine Schwierigkeiten machen: denn hier
„muß die Vernunft überdenken, was die feurige Be-
„geisterung für einen Weg nehmen würde. Man
„muß durch Nachdenken und Vernunftschlüsse ergrün-
„den, welche Ideen die lebhaftesten seyn, und in
„welcher Ordnung sie nach dem Gesetze der Einbil-
„dungskraft auf einander folgen werden. Der
„Dichter muß sich also in beide Verfassungen zu-
„gleich setzen: er muß nachdenken und empfinden,
„und man siehet leicht, was ihm dies für Schwie-
„rigkeit machen muß. Ueberläßt er sich ganz ohne
„Plan dem Strome der Begeisterung und dichtet:
„so wird er zwar eine Folge von sehr lebhaften Be-
„griffen hervorbringen können: aber diese Folge
„wird selten ein Ganzes ausmachen, selten ein be-
„stimmtes Subjekt, und nur durch ein Ungefähr die
„gehörige Einheit und angemessne Kürze haben, ver-
„möge welcher sie den kürzesten Weg zu ihrem Ziel

„eilet. Dieses geschieht, wenn die Gemüthsbewe-
 „gung, als die Ursache der Begeisterung, sehr hef-
 „tig ist. Alsdann eilet der Strom der Gedanken
 „seinen Weg, unaufhaltsam und sicher, und die
 „bloße Natur erfüllt alle Bedürfnisse der Kunst.
 „Wenn aber ein gemäßigter Affect herrschen soll: als
 „nehmlich Hoffnung, Dankbarkeit, stille
 „Freude ic. so ist die Natur ohne Leitfaden der
 „Kunst eine mißliche Führerin. Sie führt den Dich-
 „ter auf Abwege, sie erlaubt ihm zu schwärmen, wo
 „er den kürzesten Weg nehmen sollte: sie verbindet
 „Gedanken, die eine allzugeringe Beziehung auf ein-
 „ander haben, und bringt also poetische Phana-
 „tasien hervor, aber keine Oden.“

Dies Fragment einer kritischen Betrachtung über die Ode bringt mir den Wunsch in die Feder, daß endlich ein philosophischer Kopf eine vollständige Theorie von der Ode lieferte, die unter den schon gelieferten Beiträgen zur angewandten Aesthetik uns noch am meisten fehlt. Denn da Aristoteles Poetik in diesem Theil verlohren gegangen: so haben sich wenige an eine Arbeit wagen wollen, in der ihnen niemand unter den Alten vorgearbeitet hat, und die Wenigen, die sich daran gewagt, wiegen zusammen nicht so viel, als der einzige Aristoteles wiegen würde. Die Poetikerschreiber — die schönen Geister unter den Franzosen, La Motte, St. Mars, Battaux, Racine, Fontenelle, und noch neuerlich Marmontel und Garnier — unter den Deutschen, die Abhandlung in den Breslauischen Beiträgen zur Philosophie mit ihrer Recension

in der Allgem. Bibl., das angeführte Fragment, einige Klopstockische, Kammelerische im Bateau, und das mittelmäßige Gemisch von Anmerkungen in den epischen, lyrischen und dramatischen Gedichten sind Fußtapfen genug für einen, der aus ihnen eine Landstraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geschichte des Lyrischen Gesanges angekündigt gelesen; vielleicht wird der Verfasser den Charakter desselben unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern bestimmen, und aus der Denkart, Zeit, und den äußerlichen Hilfsmitteln, der Sprache und Musik erklären: vielleicht wird er das Genie jedes großen Originals unter den lyrischen Dichtern entwickeln, ihre Hauptwerke ästhetisch nach Plan und Composition, nach den Schönheiten des Details *), dem Licht und

*) „Vielleicht wird er von dem Unterschiede der Griechischen, Römischen und Orientalischen Ode handeln. Er wird zeigen, warum die Horazische Ode mehr ausgeführte Gleichnisse verträgt, als die Pindarische und diese mehr als die Davidische, und aus eben demselben Grunde erklären, warum der heilige Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit hinter sich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odedichter von einem Gleichniß in das andre übergeht, und wenn er sich denn von seinem Gegenstande zu sehr entfernt hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinandersetzen, in welchem Fall es dem Dichter erlaubt sey, von dem Gleichnisse zurück zu kehren,

Schatten, den Wendungen und Bildern und Versifikation und Sprache zergliedern: vielleicht wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten, und den großen Zweck ausführen: ein Odengenie in die magische Werkstatt des Apolls, und in den Geist seiner Muster einzuführen; ja vielleicht wird er endlich aus diesen verschiedenen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieser Dichtungsart herausziehen, sie zu Regeln erhöhen, diese Regeln in unsere Seele zurückführen, und also einen philosophischen Begriff der Ode festsetzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Aesthetik sichere und kühne Blicke wird thun können.

Plaudamus amici!

Sollte dieser Plan mit dem seinigen übereinstimmen: so würde er durch die Ausführung Creditiv genug gezeigt haben, daß er auch folgende Zugabe zu seinem Werke thun könnte: daß er die zerstreuten Oden der Deutschen sammlete, sich über alle fließende Reime im lyrischen Sylbemaß erhebe, und bloß den Geist der antiken Ode zum Rathgeber seiner Wahl mache: ein mäßiges Bändchen, das aber alsdann die fliegenden Stücke dieser Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Kammeler es für gut geachtet, die Lieder der

„und den Faden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder wo sein Feuer mitten im Gleichnisse, wie ein Blitz verschwinden muß.“ Lit. Br. Th. 9. p. 184.

Deutschen zu sammeln: so wären „ernsthafte und erhabne Gesänge unsrer lyrischen Poeten, die sich besser deklamiren, als singen lassen: die wenigen Oden der Deutschen, die sich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen *)“, dieser Sammlung eben so würdig; ja vielleicht noch würdiger, weil meistens ein Individualfall der Zeit sie gebiert, sie auf seinem Flügel umherwirft, und sehr leicht verfliegen macht. Man müßte Stücke wählen, die keine Ausbesserung nöthig hätten, oder uns wenigstens die Ausbesserung als eine Note und Marginalglosse geben: denn alle fremde Korrektur ist mißlich und bei einer Ode fast unmöglich. — Wie sehr muß ich aber befürchten, daß mein Vorschlag nicht flugs von einem Sammler aufgefangen werde, der uns vielleicht schon folgende Messe: auserlesene Stücke aus den besten deutschen Oden dichtern **) ungekaut und unverdauet auftrage.

Ich kann Horaz und Kammeler nicht verlassen, ohne den Wunsch zu wiederholen, daß der letztere uns den erstern endlich in einem deutschen Kleide liefern möge: alsdann werden wir den Franzosen ihre Sanadons, Dacier und Batteux nicht beneiden dürfen.

* * *

*) s. Vorrede zu den Liedern der Deutschen bei Winter, Berlin. 1766.

**) Braunschweig bei

Klopstock hat in seinen Oden weniger horazische Züge: seine Ode an Friederich vor dem Messias, scheint im Anfange das: quem tu, Melpomene, semel nachzubilden; allein, bald erhebt sie sich zur Welt der Gedanken und Empfindungen*), zu der ihm eignen Kunst, die Seele des Menschen und Christen zu schildern, worin er eben mit Horaz nicht zu vergleichen ist. Alle seine Oden sind meistens Selbstgespräche des Herzens: sein Psalm läßt Empfindungen eine nach der andern, fortrauschen; wir hören Welle über Welle schlagen: eine wird die höchste und es erfolgt eine Stille: wir stehen in Gedanken bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer süßen gedankenvollen Betäubung berauscht. Seine meisten lyrischen Arbeiten nähern sich dem Hymnus: in einigen Stücken, die der Sammlung vermischter Schriften eingerückt sind, sind freilich vortreffliche Horazische Züge, insonderheit in der Ode auf den Zürchersee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte also Klopstock aus seiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz setze; und doch — ist es nicht Klopstock, der in einem Stück des Nordischen Aufseher's diese wunderbaren Gedanken sagt:

„Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem Haupttone, den die Ode haben soll. Horaz hat den Hauptton der Ode, ich sage nicht, des Hym-

*) Lit. Br. Th. 8. p. 229.

„n u s, durch die feiniqen, bis auf jede seiner
 „feinsten Wendungen bestimmt. Er erschöpft alle
 „Schönheiten, deren die O d e fähig ist. Man wird
 „also den Werth einer Ode am besten ausmachen
 „können, wenn man sich fragt: würde H o r a z
 „diese Materie so ausgeföhret haben? Aber man
 „müßte ein wenig strenge bei Beantwortung dieser
 „Frage seyn. Denn sonst bekommen wir zu viel
 „Horaze unsrer Zeiten. — Ich erkläre mich hiedurch
 „gar nicht gegen die Ansprüche, die besonders der
 „lyrische Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich
 „rede nur von der Biegsamkeit, mit der sich selbst
 „ein Originalgenie dem Wesentlichen, was die l y r
 „i s c h e P o e s i e fodert, unterwerfen muß. Und
 „dies Wesentliche, behaupte ich, hat H o r a z durch
 „seine Muster festgesetzt“ *). Ueberhaupt ist dies
 ganze Stück im zweiten Bande so ausnehmend, als
 das 26te des ersten.

* * *

Ich werde von u z und L a n g e kürzer seyn kön-
 nen. Des erstern p h i l o s o p h i s c h e r O d e n g e ist
 ist bekannt, und von den Literatur Briefen**) wür-
 dig gepriesen worden: er ist der einzige, der so viel
 W e i s h e i t mit so vielem Schwunge sagen kann. —
 Von L a n g e dürfte es heißen: die Ersten werden die
 Letzten seyn; und nach meiner Meynung hat er mehr
 Horazisch gesungen, als übersezt. Die besten Oden

*) Nord. Auff. 2. B. St. 105.

**) Th. 8. p. 214.

des Horaz; leiden bei ihm, seines Fleißes, Genies, und einiger glücklichen Stellen ohngeachtet: überall verfehlte Stellen, verlohrender Nachdruck, unschickliche Einkleidung, an Kolorit und Wohlklang nicht zu denken: quid faciant hostes capta crudelius urbe. — In seinen eignen Oden hat er insonderheit in der Anordnung der Bilder, in der Wahl der Beiwörter, und gleichsam dem Zuschnitt zum Wohlklange, den Horazischen Ton getroffen. — *)

Db

*) Darf ich hier Gelegenheit nehmen, Klozens *Vindicias Horatii* auch denen Liebhabern des Horaz anzupreisen, die sich nicht mit dem Pat. Harduin streiten wollen. Sie sind voll von feinen Anmerkungen, Vergleichen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen sich der Verfasser nicht hätte herablassen sollen, weil die meisten Harduinschen Anschuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die critische Muthmaßung, (p. 16.) in welcher Ordnung Horaz seine Gedichte geschrieben: wie weit er gegen die Griechen sich Originalschätze (p. 25 = 30.) von seinem Wohlklange und seiner Kühnheit (p. 51 = 58) von seinem Urtheil über Plautus (p. 272 = 273.) und viele andre. Vergleichen verschiedner Dichter voll Belesenheit und Geschmack sind häufig, z. E. über das Talent des Horaz zur Dichtkunst (p. 18 = 25.) über den Flug der Muse (p. 25 = 103.) über *Musa potens lyrae* (p. 104 = 106.) über den, der seine große Seele verschwendend hingab, den Patrioten, *Nemi-*

Ob wir Deutsche Catull's haben? möge, wie Lieder der Deutschen beantworten: unter allen hat vielleicht Lessing zu seinem Hauptzuge die meiste Catullische Schalkheit. Ob wir Ovidianische Verwandlungen haben? Dies werden bloß die behaupten, die in einem Journal den Titel gelesen: Zacharia's Verwandlungen, oder Verwandlungen in den Bremischen Beiträgen, und bloß nach diesem Titel urtheilen. Ob Wieland unser Lukrez sey? Diese Frage ist älter, als die Periode, über die ich schreibe. Ich nehme aber Gelegenheit, etwas von dem Lukrezischen Lehrgedicht zu sagen.

Aemilius Paulus (p. 119—123.) über die curas laqueata circum tecta volantes (p. 175—177.) über die Blandusische Quelle (p. 207—210) und dann über die Küsse der Venus, Cupido und die Grazien (p. 125. 249—255.) — Erklärungen und Erläuterungen des Horaz sind häufig und einige neu, insonderheit aus den Werken der Kunst und Denkmälern des Alterthums.

2.

Vom Lukrezischen Gedicht.

„Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein Scri-
 „bent für Beifall erhalten würde, der es wagte,
 „nach dem Beispiele des Lukrez, die Lehren einer
 „Schule mit trocknen Worten vorzutragen, und etwa
 „hie und da durch eine poetische Stelle aufzupuzen?
 „Gewiß ist es, daß er in Reimen und in der ge-
 „wöhnlichen Versart ganz unerträglich seyn würde.
 „Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im Deut-
 „schen, eine gewisse Feierlichkeit, die so wohl mit
 „dem Aufgeweckten des Theaters, als mit dem
 „Trocknen der Schule einen seltsamen Contrast
 „macht.“ *) — Ich weiß nicht, wie mit diese
 Stelle in die Feder kommt, eben da ich Wieland
 unsern Lukrez genannt: auch er hat die Lehren
 einer Schule, in Reimen, in der gewöhnlichen Vers-
 art vorgetragen, zwar mit unter trocken, aber schön
 aufgestuzt mit poetischen Stellen — und hat Bei-
 fall gefunden, indeß offenbar mehr des letztern als
 des erstern wegen. Ich schlage also zurück: **)

„Unsere Schriftsteller haben sich in der allge-
 „meinen betrachtenden Weltweisheit ungemein her-
 „vorgethan; aber in der besondern ausübenden Sit-
 „tenlehre möchte der Deutsche eher über Mangel zu
 „klagen haben — Unsere Lehrdichter sind vor-
 „trefflich, wenn sie die Systeme der Weltweisen vor-

*) Th. 8. p. 216.

**) Th. 8. p. 163. 26.

„tragen, wenn sie sich in die Höhen des Unermeßlichen empor schwingen, wenn sie den Schöpfer und seine Werke besingen; hingegen sinken sie unter das „Mittelmäßige, sobald sie sich zu den Sitten der „Menschen herablassen. Pops's Essay on man „möchte man einem Deutschen weit eher zutrauen, „als einem Franzosen; aber seine Moral Essays „verrathen eine so feine Kenntniß des menschlichen „Herzens, als noch nie ein deutscher Schriftsteller „gezeigt.“ — Diese beiden ganz wahren Bemerkungen machen, daß ich den deutschen Dichtern die philosophische Dichtungsart des Lukrez, als ein glückliches und reizendes Feld anpreise: doch mit einiger Einschränkung. — Lukrez ist in meinen Augen nach dem Feuer seiner Bilder einer der ersten Genies unter den Römern. Wenn man die trockene Philosophie sieht, mit der er kämpfen mußte, die Schwierigkeiten, mit denen er stritt — — *propter egestatem linguæ ac rerum nouitatem* — — und die er doch überwand, die Strenge, mit der er seiner Schule *genua* thut, und die herrlichen Gemählde und Ausschweifungen, die er einstreuet: so muß man erwarten, daß unsere Lukreze in einer zur Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und biegsamern Materie, mit einerlei Genie, um so viel höher vor dem Römer stehen müssen, je höhere Vorzüge sie nach der Cultur ihrer Werkzeuge haben. — Betrachten wir dies, so bleiben von allen unsern deutschen Lukrezen *) vielleicht nur drei noch, die diesen

*) Ich sondre hier gleich die moralischen Lehr-

Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter seyn, allein Lukrez sind sie nicht, wenn Lukrez zu unsrer Zeit gelebt hätte. Haller — Witthof und Kreuz, drei Dichter auf drei verschiedenen Stufen! — Nimm Hallers Gedicht auf die Ewigkeit, und auf den Ursprung des Uebels, und zeige mir im Lukrez, du, der du sein Anbeter, und vielleicht ein zweiter Creech bist, zeige mir im Lukrez so hohe, wahre und dringende philosophische Wahrheiten in so reelle und kurze Bilder eingehüllt. Hallers Geist ist in zweien Dichter getheilt, in Witthof und Kreuz. Jener hat die nachdrucksvolle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide in seiner Gewalt; dieser hat zu viel Talent zur schwermüthigen Malerei eines Weisen, als daß man ihn unter den Geniern vergessen sollte. *) Jener weiß abstrakte Ideen in poetische Körper zu kleiden; dieser, abstrakten Ideen poetische Farben zu geben: jener ist glücklich im Ausdruck der menschlichen Denkart, so fern man sie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann: dieser in der dichterischen Abbildung einiger metaphysischen Hypothesen. Beide würde ich wegwerfen, wenn ich jenen bloß als Dichter nach dem Außern, und diesen als Metaphysikus nach dem Innern allein beurtheilen müßte.

dichter ab, Hagedorn, Dusch, Wieland u. s. w.

*) Die Literaturbriefe haben nie an ihn gedacht, obgleich seine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt.

In der That, um ein guter Lehrdichter zu seyn, wird weder ein Stern von der ersten philosophischen noch von der dichterischen Größe erfordert. Der wahre Geist der Weltweisheit an sich leidet kein beinahe Wahres, kein halbgründliches; und unsere philosophischen Witzlinge, die uns Schaum der Weltweisheit, mit dem Goldschaum der Aesthetik überdeckt, verkaufen, sehen zwar, daß ihre Philosophie im Anfange kiedet, und von Kindern und Narren, (die aber diesmal nicht die Wahrheit reden) gelobt wird — aber Schaum und Philosophie zergeht und ist nicht mehr! — Laß diese das philosophische Lehrgedicht wählen, den Reihn zwischen Philosophie und Einbildungskraft: sie werden vielleicht gut werden! — Auf der andern Seite giebt es schöne Geister, die zu viel Philosophie an unrechtem, und zu wenig poetisches Genie an rechtem Ort haben: die uns in Fabeln und Erzählungen, in traurigen Lust- und erbärmlichen Trauerspielen mit seichter Weltweisheit quälen — auch diesen gebe man das Lehrgedicht vor: denn die Epopee, das Drama, die Ode, und jede Erdichtung fodert Schöpfungsgeist im Ganzen, und kann kein beinahe Schönes leiden; aber das Lehrgedicht leidet noch zuerst die Lieblingswendung so vieler deutschen Vortreden:

*ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
offendar maculis. —*

Dies fodert die wenigste Einbildungskraft, ist am wenigsten an Regeln gebunden, und vielleicht ist das freieste und leichteste Sylbenmaaß auch das an-

gemessenste und einzige für das Lehrgedicht — ich meine nicht das Alexandrinische, sondern das sogenannte Recitativmetrum, das sich am meisten der Prosa nähert, die meisten Formen annehmen kann, sich jeder Materie am besten anschliesst, und die Aufmerksamkeit am füglichsten erhält.

* * *

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen, und im Vorhofe der Poesie aufzuhalten gesucht, damit sie, als Ungeweihte sich nicht ins Heilige wagten: jetzt lege ich einen Gegenstand vor, der ins Allerheiligste der Dichtkunst gehört, und, wie ich glaube, würdig ist, die ganze Seele eines Genies allgenugsam auszufüllen: es ist zwar bloß ein Lehrgedicht, aber ein Lehrgedicht, dem selbst die epische, dramatische und lyrische Muse zujuchzen würde. Laß es seyn, daß die deutschen Lehrdichter unter das Mittelmäßige herabsinken, sobald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen. „Laß es seyn, daß sie nicht Kenntniß des menschlichen Herzens genug hätten, um Moral Essays zu schreiben:“ ich zeige ihnen ein Essay on Man an, wo sie sich in die Höhen des Unermeßlichen emporschwingen, und im zwiefachen Verstande Geistschöpfer durch sich selbst werden können.

Man weiß es, daß die deutsche Weltweisen, wenn in einem Stücke der Philosophie, so in der Psychologie vorzüglich, gleichsam auf eigenem Grund und Boden sind, weil sie die kühnen

Blicke, die Plato, Baco und Locke in die menschliche Seele gethan, weiter verfolgt, oder wenigstens die Erfahrungen dieser drei Männer wissenschaftlicher gemacht. Sie haben wenigstens Kunst und Mühe angewandt, um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude zu erheben, dessen Bauart das merkwürdigste Phänomenon der neuern Zeiten bleibt. — Und was kann ich hieraus folgern? — Dies, daß ein poetisches Gebäude von dieser Art ebenfalls auch das Denkmal unsres Volks und unsrer Zeit seyn könnte. In dem eigentlichen Spekulativen der Weltweisheit ist der Dichter immer ein Fremdling; man sage, was man will, er heißt ein Gileaditer, der sich in diese platonische Republik einstiehlt, um Holzhauer und Wasserträger zu seyn. Das Dichteriſche, was der Lehrdichter, der Systeme reimt, behalten kann, um den Weltweisen nicht gleich vor den Kopf zu stoßen, sind alte Schuh, und verschimmelt Brot: und aller der Nutzen, den er dem Philosophen giebt, ist, daß er so viel von dem philosophischen Geist ihm raubt, als er ihm dichterischen giebt: eigentliche Bürger können sie nie zusammen werden.

Aber die philosophischen Erfahrungen, Muthmaßungen und Hypothesen über die menschliche Seele; die sind aller Stärke der Dichtkunst fähig, und aller ihrer Reize werth. An der Fähigkeit wird niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunstrichter zitterten und Einwürfe machten, und Bollwerke bauten, und Schlingen legten: so fühle ichs doch, daß alle ihre Warnungen

zu klein sind, um ein Genie zittern zu machen: großmüthig würde es sie verachten, und sehr gern eine Ausnahme machen, wenn seine Ausnahme nur Meisterstück ist. Wenn da, wo der Weltweise nur von fern furchtsam lauschen muß, der Dichter, als Bote der Götter, als Vertrauter der Geheimnisse des Geistes, mit kühnem Schritt fortginge, um in das Heilige zu dringen: was würde er sehen? Von keinem Auge gesehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte Worte, die niemand gehöret! Und was sprechen? Geflügelte Sprüche, die keine Zunge vor ihm wagte. — Ich will mich erklären. Wenn die Erfahrungen, die man über und in der menschlichen Seele angestellt, zu poetischen Körpern umgeschaffen würden: wenn die Muthmaßungen des Weltweisen vom Dichter, nach der ihm verliehenen Freiheit, sinnliche Gewißheit bekämen; wenn die Hypothesen zu dichterischen Fiktionen sich umbildeten: wenn jede große psychologische Wahrheit sinnliches Leben erhielte: kurz, wenn die ganze Welt der menschlichen Seele ins Licht des poetischen Glanzes träte, dessen sie fähig ist: — welch ein Gedicht! — Wenn der Dichter die ganze Ausdehnung der menschlichen Seele, ihre Höhen und Tiefen, mit seiner mächtigen Hand umspannte: wenn er zu der Größe, deren eine menschliche Seele fähig ist, sich erheben, die Stärke des Geistes umfassen, und die Güte des Herzens, wie einen pierischen Quell, kosten könnte, da seine Ideen so hoch, seine Wahrheiten so stark, und seine Empfindungen so bezaubernd wären, als der größte Geist, die stärkste Seele, das beste

Herz: — und er hiez zu alle Macht der Dichtkunst aufböte — wie lebhaft hat nicht schon Abb t gedacht, der doch bloß beobachten, nicht schildern; der insonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geschichte zu seiner Gehülfin machte, da dem Dichter alles zu Befehl steht.

Der Dichter würde da anfangen, wo der Philosoph aufhöret: er würde von seiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund der Seele überschauen, aus diesem Chaos alle die Ideen aufrufen, die in ihm schlummern, aus diesem Ocean alle die Gedankenschätze heben, die der Zoll der ganzen Schöpfung sind, und in ihm versenkt liegen: auf diesem ungeheuren Felde alle Leichname mit Lebensgeist befeelen, so wie dort Riesen aus der Saat des Jasons entstanden. Wenn er alle Fähigkeiten des menschlichen Geistes: die Schöpfungskraft seiner Einbildung, die Zauberquelle zu Erdichtungen, die insonderheit in den jugendlichen Zeiten der Welt so reich gewesen, die Hypothesen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen, den Enthusiasmus der Leidenschaften und der Raserei, die Stärke, die sie anwenden muß, um Abstraktionen gegen die ganze sinnliche Welt, die auf sie stürmet, zu vertheidigen, ihre Feinheit in Bergliederung, und ihre Schnelligkeit in Zusammensetzung der Begriffe: ihr Nervengebäude, in Absicht des vergnügenden und moralischen Gefühls; die Macht ihrer Triebe, und alle Wirkungen ihrer Leidenschaften: die Freiheit ihrer Bestimmung, die sich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er

alle diese Seiten uns gegenwärtig machte, und alles, was er in der Seele siehet, selbst fühlte, und selbst in uns zu wirken wüßte; so wäre dies ein Gedicht, was alle Saiten des menschlichen Herzens treffen müßte, da Epöee und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unsere ganze Seele würde ihm entgegen arbeiten, wenn wir theils seine ganze Seele in Aufrubr sehen, theils sein Objekt, eben auch die menschliche Seele, in aller ihrer Wirksamkeit erblickten. Wenn er sie uns, eingehüllt in die Strahlen Apolls, in dem Schmuck der Dichtkunst, von Musen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva, unsere Hälfte, entgegen führte; wie Adam würden wir auf sie zueilen, und ihrer Umarmung entgegen jauchzen: das ist Fleisch von meinem Fleisch! Das ganze sympathetische Saitengewebe unserer Empfindungen würde in diesem Zuruf nachschallen: denn nie rührt uns das, wo wir nicht unser Bild erblicken: dies wäre der höchste und kühnste Weg über die unbetreten Höhen der Vernunft in das Gebiet der Leidenschaften: es wäre vielleicht die größte Höhe des poetischen Genies in unserer Stufe der Cultur: und die originalste Ausgabe der menschlichen Seele. — Wie würde ich mich freuen, wenn etwa ein Genie, indem es dieses läse, erwachte, sich fühlte, seine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Systeme abzuschütteln, und alsdann seinen Flug zur Sonne nähme. Eine neue Sonnenbahn würde sich alsdann eröffnen; Zaunkönige auf seine Flügel setzen, um ihn rückweise zu überholen; reichend der Neid ihm nachstreben und zurückfallen: wir aber würden, mit einem Fernglase

in der Hand, ihm nachschatten, und ihn bewundern. — Sollte jemand so unglücklich seyn, zu denken, daß das Probstück, die Psychologie in Reime zu bringen, ihn so hoch bringe: der würde alsdann die Fledermaus vorstellen, die von Nachtphilosophen, und von den schönen Geistern des Tagelichts, den Sperlingen gleich, verfolgt wird.

Wie weit hat es Afsense gebracht, da er blos eine Seite der menschlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungskraft, besang: mit welcher Stärke besingt Young blos einige Widersprüche des menschlichen Herzens: wie rührt Shakespear in seinen Monologen, wenn blos eine Leidenschaft kämpft: wie gefällt ein einziges Klopstockisches Gleichniß aus der menschlichen Empfindung gehoben! — wenn nun alle Seiten, und alle Widersprüche, und alle Leidenschaften, und alle Empfindungen aufwachten, die zusammen seyn, und auf einander folgen können — welch ein schöner Aufruhr! —

3.

Von Nachahmung der Lateinischen Elegien. *)

Es ist eine eigne Sache mit den Elegien. Man kann nicht immer ohne Unverschämtheit fodern, daß das Publikum sich soll Klagen vorwünseln lassen. — Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten sind! — Mir hat es immer geschienen, daß die Aufmerksamkeit, die sich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unsre Neugier, als durch derselben innere Kraft hervorgebracht worden. Man ist gleichsam nach den Anekdoten eines solchen Mannes begierig, und will von seinen besondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet seine Elegien als einen kleinen Roman, darin die Geliebte erst spröde, dann erweicht, dann eifersüchtig und ungetreu wird; und der Unterschied zwischen diesem Roman und den andern Romanen ist der, daß in den letztern die Ursache dieser Erfolge weitläufig, in der verliebten Elegie aber nur die Wirkungen, die sie auf das Gemüth des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählt werden. Die Kunst des Dichters besteht nun darin, daß er diese Wirkungen rührend und angenehm be-

*) Diese ganze Abhandlung, ein schätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekanntem Ländern gehört, ist aus den Literaturbriefen Th. 13. p. 69—83. Bloß die kleinen Anmerkungen gehören mir.

schreibe. Und hieraus läßt sich zugleich erklären, warum dem geliebten Gegenstande eine Elegie am besten gefalle. Es ist nemlich schmeichelhaft für ihn, Wirkungen beschrieben zu sehen, davon er ganz allein die Ursache ist. Andere Leser, deren Eigenliebe nicht so gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigstens des Lesens überdrüssig, weil der Verstand bei der Erforschung der Ursache und ihrer Verbindung mit den Wirkungen gar nichts zu schaffen hat. *)

Die meisten Dichter scheinen den Begriff der Elegie allzusehr eingeschränkt zu haben. **) Man könnte sie überhaupt erklären, als die sinnlich vollkommene Beschreibung unsrer vermischten Empfindungen. Was sie mit andern Gedichten gemein hat, ist das sinnlich-vollkommene: der Gegenstand nur, den sie bearbeitet, un-

*) Alles dieses dachte ich auch bei der Mad. Klopstock hinterlassenen Schriften: und demohngeachtet träumte ich sie so angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerksam machte: ich las sie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauscht, sondern wie ein Fremder, der als Freund in das Haus eines Ehepaares geführt wird, das er aus Hochachtung zu sehen wünschte. Wie verschieden ist das Denkmal, das ein Klopstock und ein Gottsched seiner Gattin aufrichtet.

**) So wie man auch den Begriff der Ode, wie ich glaube, immer zu sehr einschränkt.

terscheidet sie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermischten Empfindungen *) angegeben; und glaube, so viel ich jetzt sehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Lust, gehören, so wie ihr Gegenheil, wenn sie die Seele nicht ganz übermannt, und ihr zum Ausdruck gleichsam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem Gesellschaftlichen, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entstehen, gehören für das Schäfergedicht; wenn die elegischen Dichter sich hieran erinnert hätten: so würden sie einem der gewöhnlichsten Vorwürfe, daß sie nemlich unnatürlich werden, entgangen seyn. Allerdings ist es widersinnig, bei einem großen Schmerz sich geschwähig zu zeigen. Wenn dieser die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anstoß niedergerissen werden, und der Schmerz sie also gleich den Fluthen des Meeres überschwemmet: so sind alle ihre schönen Auswüchse von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Ueberlegungen auf einmal verdeckt. **)

*) Von denen man in der Rhapsodie des Verfassers der Phil. Schr. Th. 2. scharfsinnige Gedanken findet.

***) Hieraus, glaube ich, geht man der Frage entgegen, die unter einigen neuen Kunstrichtern, bald verneint, bald bejahet ist: Ob die Ode wahre Empfindung oder Nachahmung sey? Spielt man nicht mit der ganzen Frage, so muß man theilen, und fragen: ist die Ode ein wirklicher Ausbruch von Leidenschaft und Empfindung? Un-

Man erblickt nichts, als eine traurige Fläche, und hört nichts als das wilde Rauschen der Wehmuth. Es giebt Seelen, welche besser verwahrt, und gleichsam mit frischen Dämmen umgeben sind: an diese prallen die Wellen an und zerschellen. Diese Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen, sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kann aber auch in der Ode vorgestellt werden. Von der Empfindung der Lust lassen sich eben die Anmerkungen machen. Dem elegischen Dichter bleiben also nur Empfindungen übrig, die durch die gegenseitigen schon gemildert sind: Empfindungen, die in der Seele nach und nach entstehen, nicht im Sturme der heftigen Leidenschaft: sondern wenn sie dieselben erhält, so ist's bei ihr öfters nur

— ein Frühlingstag,
der durch ein Wölkchen lacht.

möglich, wenn ich eine Ode nach der gewöhnlichen Bedeutung verstehe, so ist sie schon immer künstliche Sprache. Kann die Ode ein poetischer Ausdruck einer wahren Empfindung seyn? Ja, und billig sollte sie es durchaus seyn. Kann der poetische Ausdruck einer wahren Empfindung Nachahmung heißen? Meinetwegen! nur den poetischen Ausdruck betrifft das Nachahmende allein: die Empfindung bleibt die wahre, nur sie ist schon so gelindert, daß die Einbildungskraft gleichsam ihren natürlichen Ausdruck in einen Ausdruck der Kunst überträgt.

Es versteht sich, daß es dabei auch auf die Verschiedenheit der Seelen selbst ankomme.

Die vermischten Empfindungen können entweder *) aus der Betrachtung des menschlichen Zustandes überhaupt, oder dieser und jener Gesellschaft eines besondern Standes, einer einzelnen Person entstehen, und bei der letztern werden die verschiedenen Zustände in Erwägung gezogen, die dergleichen Empfindungen nothwendig hervorbringen müssen. Der Satyrenschreiber betrachtet auch den Zustand der Menschen überhaupt, bricht zuweilen in eine bittere Klage aus: aber diese Klage entwischt ihm nur aus Ungeduld, wenn er die Ungereimtheiten so gehäuft sieht, daß fast alle Hülfsmittel dagegen mangeln. Der elegische Dichter hingegen überläßt sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend, das er vor sich sieht, rührt ihn bis zur Klage, ohne daß er es untersucht, wo die Ursachen dazu liegen, und da die Gegenstände nicht nahe genug sind, um sein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen: so genießt er des Vergnügens, das ihm die Mäßigung desselben darreicht. **)

Wenn

*) Von hier fängt, wie ich glaube, die wahre Abhandlung an, da das Vorige, wie fern sich Elegie von den andern Gedichtarten psychologisch und aus der Natur der Seele unterscheidet, sich nicht eben über alle Einwendungen erheben möchte.

**) Daß Elegien über den Zustand der Menschen überhaupt, möglich sind — wer wird das läugnen,

Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen Empfindungen erregen sol-

der es zugiebt, daß es leider! zu viel Uebel gibt, welche die Menschheit drücken und Klagen erpressen können — Aber, daß diese Klagen nicht so oft in Elegien zerfließen, daß eine so allgemeine und philosophische Elegie so ungebraucht ist — woher mag dies kommen? Wenn ich recht rathe, so bestimme ich zugleich diese Art der Elegien besser, oder vielmehr, ich schränke sie ein! Zuerst: Betrachtungen über das Glend des ganzen menschlichen Zustandes gränzen zu sehr in das Gebiet des philosophischen Gedichts, um bloß Elegie zu werden. Das Glend des ganzen menschlichen Geschlechts liegt bloß im Einzelnen vor uns: klagen wir über diese einzelnen Fußtapsen: so ist's nicht mehr die Elegie über das allgemeine Glend, die der Verfasser vorzeichnet. Soll diese letztere wirklich werden, so ist's beinahe unmöglich, „zu klagen, ohne daß man untersucht, wo die Ursachen dazu liegen.“ Der allgemeine Gegenstand kann nicht anders in unsrer Seele lebendig werden, als durch ein abgezogenes Bild. Dieses kann sich uns nicht ganz darstellen, ohne daß die Ursachen gleichsam die einzelnen Züge vereinigen — und so wird ein philosophisches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen elegisch wird, (wie in vielen Stücken unsrer philosophischen Dichter,) aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieser dem Gegenstande nach fremde ist. Und er ist's auch zweitens nach der Wirkung, die der Gegenstand auf uns macht. Ich setze zum Voraus

len; so müssen wir eine besondere Neigung für dieselbe haben: sie betreffen alsdann entweder unser

daß er unsern Empfindungen nahe genug liege, denn sonst kann die Poesie bildervoll und tiefsinnig, aber ganz und gar nicht elegisch werden. Ich nehme an, daß er in dem Gesichtspunkte betrachtet werde; daß er uns interessirt; daß er auf unser Herz wirkt:— was wird geschehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menschheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragisches Selbstgespräch, als Elegie werden: so sind die rührenden Selbstgespräche Hamlets, die nicht eigentlich voll Leidenschaft, sondern als Ausbrüche einer düstern Laune zu betrachten sind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. s. w. die das Selbstgespräch, da ihm der Geist erschien, und welches mit dem Denkwort: remember thee, so launisch spielt: der rührende Kampf mit sich, ob er seyn oder nicht seyn soll, und das darauf folgende Gespräch mit der Ophelia, seine Unzufriedenheit mit sich, bei Gelegenheit des Fortimbras, seine vertrauten Unterredungen mit Horatio, seine Betrachtungen über die Hirnschädel am Grabe, kurz, seine misanthropischen Gesinnungen, die er lebend und sterbend äußert, herlesen: sie sind über den Zustand der Menschheit; sie sind nicht Satyre, wenn ich das Gespräch mit der Ophelia ausnehme: sie sind nicht schlagende Donner der Ode: sondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn solche Klagen über das Allgemeine müssen doch durch

Vaterland, oder unsere Geburtsstadt, oder das Land
unserer Vorfahren, oder sonst ein Volk, für welches

einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da er-
heben sie sich immer eher zu einem Tone, der un-
zufrieden mit sich, oder der Welt, jezt
mit seinem Selbst, und jezt mit dem Schicksal ha-
dert. Oder wem das Verderben, und die
Sünde als Mutter des Elends erscheint,
(denn wer kann die eine sehen, ohne Widerwillen
an die andere zu denken): so wirft sich der klagen-
de Dichter, der jezt die Geißel des Satyrs verach-
tet, auf diese Furie mit dem Grimme der schäu-
menden Pythiße. Er sieht die Erde rings um sich
als ein weites Grabmal, entweicht, von Verbrechen
rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt, von
einer giftigen schwarzen Atmosphäre umflossen, ein
großer Garten voll Unkraut, und giftiger vielklaus-
ichten Plagethiere, die unter demselben kriechen,
eine Ginöde, wo die Sonne, wie Apoll unter den
Griechen, mit jedem feurigen Strahle einen Pfeil
des Verderbens sendet, wo das Geschrei der Laster
die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht,
daß sie treffen — Bei diesem Elende wirft der
Dichter seine thränende sanftwimmernde Leyer weg,
sein Helikon wird ein Thal des Fluchs: seine Klagen
werden so schwere Lieder, wie die Laster der
prophetischen Weissagungen im alten Testament,
wie die Klagen Youngs an verschiedenen Orten, wie
die Strafoden, z. E. das Ende der dritten Hora-
zischen: *audax omnia perpeti u. s. w.* — Kurz!
die Aussicht über das allgemeine Elend ist ent-

wir besonders eingenommen sind. Wenn also ein Krieg das Vaterland verwüstet, die Wuth der Feinde eine Vaterstadt in die Asche legt; Länder, wo die Musen sonst gewohnt haben, durch Barbarei entheiligt sind: so können dergleichen Empfindungen entstehen; nur muß die Zeit den Bildern ihre allzu große Lebhaftigkeit geraubt haben: die schwarzen Formen müssen nicht mehr so gedrängt stehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwischen stellen könnte. Eine Mutter, die ihr einziges Kind verloren hat, sieht in den ersten Tagen nichts vor

weder zu kalt, um Elegien zu weinen; oder sie wird von einem Glende erzeugt und unterhalten, und der Schmerz muß wahrhaftig mehr als elegisch seyn, der von mir Klagen über das allgemeine Glend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt, daß ich ein Mensch und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher ist diese Elegie selten; aber nicht unmöglich wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht mein Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt; noch auch meine Betrachtung stoische Aussicht ist, und dieser Standpunkt ist — das Unglück Anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebohrnen, und an dem Sarge eines Junggestorbnen eine Elegie angestimmt werden, wie ohngefähr das Geburtslied und Grablied unsers Kleist's ist: so kann vor dem Anblicke eines Hospitals voll Armer und Abgelebter, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken zc. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menschlichkeit sind.

sich, als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne Trost, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen, die vergangen sind, Feinde, die sich freuen, und ist betäubt, ohne Sprache, ohne Thränen: — so bald sie sich erst wieder erinnert, wie viel Wiß ihr Kind schon gezeigt habe, was für lebhaftes Antworten es gegeben, wie artig es sich schon in Gesellschaften bezeigt: so löset sich der Schmerz in Thränen auf: die Empfindung wird vermischt und zur Elegie weich genug. *) Zu dieser Gattung gehört der

*) Von der Elegie über die Schicksale einer besondern Gesellschaft gelten beinahe die vorigen Einschränkungen, damit sie weder prachtrolle aber empfindungslose Malereien, noch Ausrufe eines patriotischen Enthusiasmus werden. Von dem ersten sieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Landes leider! nur zu oft Spuren: so daß, wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die letzte Zornschale anzusehen hat, wenn nachher Apoll elende Dichter erweckt, die unser Schrecken und Behmuth in Ekel zu verwandeln wissen, oder uns durch ihre Schilderungen, statt eine elegische Thräne abzulocken, einen sanften Schlummer zutropfeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlags, (wie Sancho Pansa sich ausdrückt) über unser Antlitz leise und tröstlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr sehen. — Auf der andern Seite stehen die begeisterten Oden über öffentliche Trauersfälle von Patrioten gesungen: sie mögen strafen oder lehren. So hat vielleicht Alcäus gesungen: so singt Horaz zum römischen Volk

137ste Psalm in dem Kirchenliede: „An Was-
serflüssen Babels,“ den auch der Aufse-
her nach Sidneys Uebersetzung gegeben hat. Die
Klagelieder Jeremia werden ohne mein Er-
innern hieher gerechnet werden.

Die besondern Stände unter den Menschen kön-
nen auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben; be-
sonders denjenigen, welchen eine Art von Ungerech-
tigkeit von den Gegenseitigen wiederfährt. Die Elegie
auf dem Gottesacker in einem Dorfe,
welche Dodsley in London bekannt gemacht hat,*)

über das Verderben Roms, in der sechsten
Ode des dritten Buchs, die uns Hagedorn über-
setzt, und insonderheit in der prächtigen siebenten
und sechzehnten Epode: so sind Uz Den an
Deutschland, die dritte, neunte und vierzehn-
te in der neuen Ausgabe der Rlozischen Gedichte,
und wie mich dünkt, ganze Bücher von den Ge-
dichten mittlerer Lateinischer Dichter. Die Elegie
steht mitten inne, und die Klagelieder Jere-
mia und andere Stücke der Propheten sind in die-
ser Gattung die besten Beispiele, die ich kenne.

*) Ich glaube, sie in einem Theile der Erweite-
rungen übersetzt gelesen zu haben; allein wie
weit stärkern Eindruck empfand ich, da ich sie in
den Dodsleyischen Sammlungen an der Sei-
te eines Freundes las, der mit mir die stille Stär-
ke im Ausdrucke des Originals empfand! Vielleicht
werden viele mit mir wünschen, daß ein Ebert
oder Meinhard aus diesen Sammlungen einige
der vortrefflichsten Gedichte uns mittheilte, unter

ist hierin ein Meisterstück. Dieses Dichters Empfindungen entstehen aus der Betrachtung, daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Posten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um sich würde verbreitet haben, auf diesem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jetzt dies Muster in Gedanken habe; so will ich soaleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mitnehmen.

Zeit, Ort und Umstände sind dem elegischen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden, darin der einsame Vogel der Nacht aus seinem philosophischen Schlummer sich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo seinen Flug ankündigen läßt, sind für ihn am bequemsten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande *) seyn, ob ich gleich ge-

denen mir jetzt vorzüglich einige schöne Stücke von Dyer im Andenken schweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geschmacks nicht bekannt gemacht haben.

*) Mir fällt hiebei einer der besten Gellertschen Briefe ein, der seine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählt. — Ich glaube, daß eben so Zeit, Ort und Umstände dem Leser der Elegien nicht ganz einerlei sind. Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit so gleichgestimmtem Ton der Seele gelesen, als in einigen Sommernächten, unter einem bestirnten Himmel, in der schweigenden Laube eines Gärtchen, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hau-

Sehe, daß zu der von dem Engländer ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte erwähnt werden können. Aber Einsamkeit muß immer herrschen; die Lage selbst muß solche vermischte Empfindungen erwecken können. Daher sind einsame Zellen und Kreuzgänge, wo Eloise ihre Briefe geschrieben: Ufer, wo ein Strom traurig dahindraucht: (wo der Israelitische Dichter seine Elegie verfertiget,) Wälder*), Felsen, wo die Aussicht und Stille in

che der Nacht befeelt, Schauer in die Seele rauschen, und aus den etwas entfernten Trümmern eines sinkenden ritterlichen Schlosses, und aus ihren Wohnungen im alten gothischen Kirchthume die philosophische Cule ihre hohlen Accente mandmal darunter stieß — Alsdann findet man sich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabrausen und ruhen, und die Seele wird stille, wie eine stille See in der Sommernacht, und hört gleichsam die Stimmen aus den Gräbern der Todten, und prägt sie in ihr Innerstes.

*) Wem fällt hier nicht jener Hallersche Eingang zu seinem Gedichte über die Ewigkeit ein, wo er uns in dunkle Wälder, an rauschende Flüsse, in ein einsames Gehölz, in hohle Felsen führt, plötzlich den Schatten seines Freundes vor unsern verwirrten Blick stellet, seine letzten Worte und das unbekanntete Gebiet der Ewigkeit in unsre Seele leitet — und jetzt in dieser ehrwürdigen Fassung unsern Geist erwischt. Dies ist das Kunststück, das der Genfische Bürger vorzüglich gebraucht, um seine Lehren einzudrücken, und der gute Savonsche Vikar

der Seele die Vorstellung der Gefahr und das Bewußtseyn der Sicherheit wechselweise hervorbringen, meistens dazu erwählt worden. Ein einsames Zimmer *) kann aber auch dazu dienen; besonders wenn noch äußere Dinge dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde**), zitternde Fenster, eine Leiche, die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik***). —

würde seinen Schüler oft Zähnen gemacht haben, wenn nicht ihre Situation so lebhaft vorbereitete.

*) Nur nicht die einsame Stube eines Poeten, drey Treppen hoch, unter dem offenen Dach, bei zerschlagenen Fensterscheiben, wo Schnee und Kälte durchweht, weil hier so viel satyrische Nebenzüge sich aus den Dichtern und wüthigen Köpfen mit in unsere Seele stehlen. — Indessen hat der Verfasser des Drama: das Gemählde der Dürftigkeit sich einiger dieser Züge glücklich zu bedienen gewußt.

**) Das Klopstockische Stück im nordischen Aufseher (Th. 2. St. 94.), das seine Empfindungen aus einigen rührenden Naturscenen nimmt, drängt sich immer an ein gefühlvolles Herz, das auf diese Nuancen Acht hat und etwas anders sucht, als Malereien oder Non-sens von geistlichen Empfindungen.

***) Die brittischen Trauerspiele haben sich solcher äußern Mittel der Rührung sehr bedienet, wie einem jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Todtenglocke und Ausführung

Ja, wenn von dergleichen Umständen mehrere auf einmal zusammenkommen: so kann die Seele auch in der größten Versammlung in diesen Zustand der vermischten Empfindungen gesetzt werden. Man muß sich aber hüten, alle diese äußeren Sachen so schwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken, als süße Melancholie, in der Seele entstehen würde. So würde es widersinnig seyn, wenn jemand an einem Ort, wo er sich wirklich vor Gespenstern fürchtet, eine Elegie machen wollte. Die Schildwache im Hamlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdann von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.

Alle diese Regeln leiden einige Abänderungen,*)

zum Bericht im Kaufmann von London und dergleichen beifallen. In den Trauerspielen des Rowe soll dieses Neußere den Mangel des Innern rührenden ersetzen. — In vielen Gegenden wird der Sterbenstag des Erbsers durch solche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht ist solchen frühen Eindrücken zuzuschreiben, daß ich in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrschende Meynung gefunden, daß von den Zeiten ihrer Väter und Urväter her, dieser Tag traure, der Himmel meistens voll dunkler Wolken sey, und in den Sterbestunden gegen Abend eine Stille zu herrschen pflege, die diesem Tag den Namen: stiller Freitag gegeben. —

*) Warum leiden sie Abänderungen? weil der Verfasser in der Parenthese von Zeit, Ort und Umständen sich von dem Elegischklagenden auf das

wenn die vermischten Empfindungen aus der Betrachtung unsres eignen Zustandes*) entstehen. Natürliches oder von der Einbildung geschaffenes Unglück kann alsdann in der Elegie angetroffen

Schreckhaftführende zu weit eingelassen. So sehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken, Zorn, Furcht u. s. w. in einander zusammen fließen: so muß doch in der Elegie das sanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrschende Ton seyn. Indessen als Vorbereitung und Nebensache betrachtet, hilft eins dem andern, und ich bin dem Verfasser auf seinem Spaziergange unbekümmert nachgeschlichen.

- *) Dies ist die Residenz der Elegie und alles vorige wird bloß dadurch das Gebiet der Elegie, so fern es sich unserm Selbst nähert, so fern wir Antheil daran nehmen. Fehlt diese Beziehung auf uns selbst: so kann die Elegie ein schönes Exercitium stili werden; aber nie ein Meisterstück. Und hat man nicht Elegien genug, die offenbar in fremden Namen sind? — Du darfst nicht rathe mein Leser! siehe die Heldenbriefe an, die Ovid in Gang gebracht: ein Dichter, der in mehr als einer Absicht mit der Poesie gespielt hat. Betrachte diese Heroïden als rührende Situationen: so sind sie eine dramatische Uebung, die für junge Dichter nützlich seyn können; aber höher stelle sie nicht als unter Uebungen, denn sie borgen fremde Situationen und lehren im Ganzen ungefühlte Empfindungen, und zeichnen ungesehene Charaktere. Sie rauben also der Dichtkunst alle ihre Würde, eine Dollmetscherin unsrer selbst zu seyn, wie sie es bei den Alten war, und verpackten unsre Talente

werden. Mitleiden mit uns selbst oder mit einem andern kann darin herrschen. Es würde überflüssig seyn, alle verschiedene Fälle aus einander zu setzen. Die verliebten Klagen *) gehören zu dieser Gattung,

in fremde Zeiten, Umstände und Personen. Dadurch gewöhnet man sich an jene erkünstelte Sprache der Leidenschaften, die mit Worten spielt, mit erdichteten Sentiments um sich wirft, und sich übt, von beiden Seiten Nadeln durch ein Nadelohr zu werfen. Wird aber sogar dieser Geschmack an Heroïden der herrschende Geschmack einer Nation und einer Zeit: so verfällt man auf unwichtige Situationen, auf spielenden Wis, und zeichnet aus fernem Zeiten nach dem Geschmack seiner Nation Charaktere, die von Herzen schief, und nach aller Kunst albern sind. Sollte man dies nicht von der jetzt in Frankreich herrschenden Mode sagen, wo man schon den Adam an die Eva, und Kain an Mehala, und Philomele an Procris und Procris an Philomele u. s. w. hat, und nächstens die Sonne an den Mond, und den lieben Mond an die liebe Sonne wird schreiben lassen. Daß viele unter ihnen nicht schöne Stellen haben, wer wollte das läugnen, der z. E. Dorats Poesie kennet; aber daß alle seine Nachahmer schön, daß dieses Feld einer Hauptbeschäftigung würdig sey, daß das Gedichte dieser Art vorzüglich nutzbar sey, wer wollte das behaupten!

*) Woher sind diese so allgemein für den einzigen Gegenstand der Elegie gehalten? Rathe ich recht, so möchten drei Ursachen seyn. Zuerst die lieben M.

und fast scheint es, daß außer diesen und dem Todesfällen die Meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen *). Ich will nur noch dieses anmerken.

ten, z. E. Ovid, Tibull und Propertz haben sich meistens in diese Gattung eingeschränket, und ihr Beispiel hat meistens Regel abgeben müssen. — Ferner die verliebte Empfindung ist der Elegie am paßlichsten; das stille Feuer in ihr, das selten stürmende Leidenschaft wird, aber desto mehr durch die Glieder schleicht: wie die Sappho in ihrem zweiten *συνα* aus Erfahrung singet, und Kleist seine Phillis am Damon singen läßt; diese stille Glut erhält sich am besten in dem Maasse, das die Elegie fodert. Drittens ist auch kein Misvergnügen uns so angenehm, als die verliebte Trourigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verlust bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindschaft, ein andres Schrecken bis zum Entsetzlichen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht: so unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit: der verliebte Verlust macht uns nicht untröstlich: der verliebte Zorn ist ein kleines Wölkchen in der Morgenröthe, der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu sprechen, und die Hand zu schreiben frei: der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt diese bitter-süße Empfindung in jene hinkende Verse aus, die halb sich, halb den andern rechtfertigt, hasset, liebet und ergötzet.

*) Hier kommen die Elegien über Thiere, oder leblose Sachen, die uns lieb gewesen, zu stehen: Ca-

Auch ohne das Zuthun äußerer Zufälle kann jeder zuweilen in die Gemüthsverfassung, etwa bei einem einsamen Spaziergange gesetzt werden, daß er sein ganzes Leben zusammenrechnet, das Gute und Böse darin überdenket, und sich denen daraus entstehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte, die Seele muß sich in der Gelassenheit befinden, wo ihr weder die bittere Thräne des Leides ausgepresset, noch der tiefe Seufzer der Angst entrisfen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen, so mögen sie so milde fließen, und wenn Seufzer gehört werden,

tull's Liedchen auf den Tod seines Sperlings, und Gleims sterbende Nachtigall, der Mad. Karschin Klagen über einen Canarienvogel u. s. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden Homers mit ihren Pferden sprechen, und diese über den Tod ihrer Herren, „erstarrt stehen, wie ein Leichenstein über dem Grabe eines verstorbenen Menschen, „die, da sie die Häupter sinken lassen, und heiße „Thränen fließen ihnen unter Seufzern über die „Wangen zur Erde nieder: und die schöne Mähne sinkt aus den Locken herab, und wälzt sich im „Staub:“ Ich sage, ob diese Zeit, da sich Thiere und Menschen noch mehr kannten und verstanden und liebten, ziemlich vorbei ist: so dürfte doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Thier oft verdienter und herzlicher seyn, als manches stattliche Trauergedicht auf einen Tost: ich nehme an, daß jenes und dieses nicht Satyre ist.

so mögen sie uns zum sanften Mitleid stimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.

Die Gedanken nun selbst müssen der Würde der Empfindungen angemessen*) seyn. Es wird dabei ein Geist vorausgesetzt, der sich weder durch den Verlust eines schlechten Gutes dahin reißen läßt, noch auch jedem Verluste frisch widersteht. Folglich werden die erhabnen Gedanken**) aus der Elegie weg-

*) Oder vielmehr der Weisheit der Empfindungen. Hierzu gehört daß er sich ganz mit seinem Gegenstande beschäftige, doch so, daß ich ihn nicht mit einem feurigen unverwandten Blicke ansehe, wie in der Ode, sondern mit einem nassen thränenden Auge, das auf seine verschiedne Seiten irret, und die genosnen Zeiten, die Gegenwart und die Zukunft mit matten suchenden Blicken durchwandert. — Hierzu gehört zweitens, daß er den Gegenstand nie anders als in Beziehung auf sich, betrachtet: dies ist insonderheit das Zeichen der wahren Empfindung; dies rührt, und ist statt aller beobachteten Regeln.

**) Wohl kann sich unter die reichen Empfindungen hin und wieder ein Gedanke mischen, in dem eine starke Empfindung eingehüllet liegt. Nichts aber ist der Elegie so entgegen, als der geschraubte Witz. Eine von Thränen erschlaffte Saite tönt nicht hell, und macht keine Bockstriller. Da man das Nervengebäude der Empfindung sehr treffend mit einem Saitenspiel vergleichen kann: so merke ich hier an, daß wie eine Saite bloß mit einer gleichgestimmten harmonisch tönet: so fodert das Wimmern der Elegie gleichsam einen Leser von glei-

bleiben. Da die Seele ferner in einer Art von Erschlaffung ist: so ist ein geschärfter Witz, das Epigrammatische, das allzuweithergesuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichen, kleine Geschichten, Fabeln darin ihren Platz. Denn die Einbildungskraft ist bei einem solchen Zustande der Seele fast allein beschäftigt *). Sie sucht also alle verge-

chem Ton der Seele. Weil nun ganz gleiche Bildungen der Seele eben so unmöglich und selten sind, als völlig gleiche Gestalten des Gesichts: — welche eigne Dreufigkeit gehört dazu, das ganze Publikum für einen Abdruck seiner Seele anzusehen und jedem Fremden den sympathetischen Zug zuzutrauen, ohne den unsre Klagen ihm langweilig, ekelhaft, oder lächerlich werden können. Wenn man es bedenkt: daß wir zwar im Denken uns einander so ziemlich ähnlich, aber im Empfinden gewaltig verschieden sind: so muß ich dem Troste jenes Autors fast recht geben, der zu sich sagte: „ich bin mein „eigner, einziger und bester Leser!“

- *) Ich kann hierin die Elegie nicht besser als mit einem Traume vergleichen: diese Vergleichung sagt vielleicht viel. Die ganze Bilderreihe, die vor ihrem Auge vorbeistreichet, ist in einem heiligen Schleyer halb verhüllt, der das dunkle Gewand der Traumgesichte zu seyn pflegt: sie ist an sich verbunden, so wie die Folgen der nächtlichen Gedanken, nur das Band ist nicht so regelmäßig und sichtbar, als im Wachen: dazu kommt, daß in der Elegie, so wie im Traume, Einbildungskraft und Gegenwart zusammenge-
- mischt

vergesellschaftete Bilder auf, die mit ihrer herrschenden Empfindung übereinstimmen, um entweder sich dadurch zu trösten oder noch mehr zu betrüben. *) Sie bleibt öfters bei einem einzigen Gedanken stehen und wiederholt ihn; ja macht unmittelbar die Anwendung auf sich. Daher kommt die Wiederholung einerlei Worte am Ende des vorhergehenden, und im Anfange des folgenden Verses, welche die Elegiendichter öfters so glücklich anbringen. **)

mischt wird: und hieher gehört jetzt die vorige Einschaltung mit, wie viel Macht, Zeit, Ort und Umstände in die Elegie sich eindringen, nicht bloß Gedanken nähren, sondern auch erzeugen, die sich alsdann unter die andern hinstellen, anschließen, und gleichsam elegisch werden.

*) So wie jede Leidenschaft sich der ganzen Welt mittheilen will: so sucht auch die Betrübniß überall Zeugen und Begleiterinnen ihres Schmerzes: sie will sich nicht widersprechen lassen, und tröstet sich, wenn man ihr Recht giebt.

**) So bald diese Wiederholungen regelmäßig, und bei diesem Regelmäßig noch dazu schleppend, eintönig und leer werden: so ermüden sie, wie z. E. die Elegie *Daphnis* und *Daphne* in der Sammlung verm. Sch. — So verwirft auch die Elegie oft den Perioden, heftet sich auf ein Wort, das sie wiederholt, und sich recht vor's Auge stellet: hierin ist sonst Klopstock sehr glücklich, nur in dem Trauergesange Davids um *Sonathan*, den zwei Sängern seinem *Salomo* singen, und wie ich glaube, in seiner neuern Elegie:

Herders Werke z. schön. Lit. u. Kunst, II. X Fragmente.

Alle Gedanken, die ins Groteske fallen, *) allzuhäufige O und Ach und Weh! Verwünschungen, die Abscheu erregen, zu heftige Betheurungen seines Schmerzens tödten die Elegie. Die erstern erwecken Gelächter; die andern sind entweder Zeichen einer allzuhäftigen Traurigkeit, oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung; die dritten bedeuten mehr Wuth und Kummer, und die letztern sind entweder verdächtig oder überflüssig. Die Traurigkeit muß sich durch die Reihe von Gedanken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen. Vor allen Dingen muß der elegische Dichter die kleinsten Umstände, **) die mit seinem Gegenstande verwandt gewesen, sammeln und anführen. Dieses zeigt, daß seine Einbildungskraft ganz damit angefüllt sey, und nicht das geringste habe verloren gehen lassen.

Rothschilds Gräber sind einige Versezungen zu gezwungen, einige Wiederholungen zu todt, und manches O und Ach! ein Asteriscus, der da sagt: hier ist zu gähnen!

*) Wenn jener Elegiensänger dem, der nicht mit ihm weint, den Cypressenstrauch ins Gesicht werfen will: so muß man sich vor ihm hüten, weil wenn unsre Augen sich thranend schließen, und unsre Thränen ihm nicht Kugelrund genug sind, wir nicht vor einem Wurf sicher seyn möchten.

**) Man erinnere sich hier an das Lied unter Ean- gens Gedichten, da alles ein Zeuge vom Verluste wird, und jeder Umstand das Bild des Freundes zurückbringt.

Der Ausdruck wird so wenig als möglich prächtig seyn dürfen. Reinlich und auch zierlich — sine squalore, aber auch auro absque ac gemmis. Je natürlicher diese Empfindung ist, je weniger sind die Worte gesucht. Ich will eine kleine Englische Elegie herlesen, die ich irgendwo in Musik gesetzt gesehen habe: es ist die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten:

Gentle Youth, o, tell me why
Tears are starting from my eye;
When each night from You I part
Why the sigh, that rends my heart?
Gentle Youth, o, tell me true,
Is it then the same with you?

Die Naivetät, welche hier herrscht, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählt; und glücklich! — Wenn nur das Neueste auf beiden Seiten vermischt wäre: so wird die Verschiedenheit der Materie den Ausdruck an die Hand geben.

Die verliebten Elegien *) sind für die wenigsten

*) Eins der schönsten Klaggedichte in dieser Art ist das Gleimische: Mich, o Doris, willst du hassen &c. Uebrigens gefällt es mir, daß der Kunstrichter die Elegie in kein eigensinniges Sylbenmaaß einferkelt: es kann elegische Oden in vielerlei Sylbenmaaß, elegische Eklogen u. s. w. geben, nur wenn einige das förmliche elegische Sylbenmaaß erwählt: so ist der Pentameter, der freilich zu elegischen Wiederholungen gebildet zu seyn

Leser. Wenn es ein Dritter schon überdrüssig wird, dem Gespräche zweier Verliebten zuzuhören: was für eine Dreustigkeit gehört nicht dazu, ein ganzes Publikum in die Gesellschaft zu bringen? Ueberhaupt sind die Elegien eben nicht die Gedichte, die man zu allen Zeiten lesen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Dichter auch daran dächten. *)

4.

Von der Horazischen Satyre.

Noch immer ist an mir die Keihe, die Hand auf den Mund zu legen, und zu schweigen. Unserm Rabner habe ich es immer anzusehen geglaubt, daß er aus Swifts Schule der Erste seiner Zöglinge sey: hier ist ein Schriftsteller, der uns in seinen Satyren mit der Urbanität eines Horaz unterhält: der Verfasser, der *Mores Eru- ditorum*, *Genius seculi*, *Ridicula* etc. geliefert. Ich urtheile nicht: sondern schreibe ab: **)

„Es ist eben nichts neues, daß man den Ju-
venal vom Horaz unterscheidet, daß man des

scheint, mir immer im Deutschen noch sehr hart und gezwungen vorgekommen. —

*) Wenn einigen meine Anmerkungen langweilig gewesen, so denke man daran, daß ich über die Elegie commentirt. — Elegische Noten, die sich nicht zu aller Zeit lesen lassen.

**) Lit. Br. Th. 9. p. 82.

„lestern ridendo verum dicere; seine schalkhafte
„Verziehung des Mundes, seine vielbedeutende
„Miene, von den geißelnden Streichen des erstern,
„von seinem entflammten Gesichte, und von seinem
„zornigen Auge unterscheidet. Aber was macht denn
„diesen Unterschied? — Die alte Komödie brachte
„die Bürger mit ihren Sitten ganz, bis auf ihren
„Namen unverändert, auf die Bühne; dies ist Ju-
„venal, wenn man noch dazu setzt, daß er seine
„Mitbürger nicht bloß von der lächerlichen, sondern
„auch von der lasterhaften Seite, und von dieser
„öfter, als von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz
„dringt in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm
„die Maske ab, wenn auch sein Gesicht darüber
„blutrünstig werden sollte, und giebt ihm nur einen
„andern Namen; aber niemand läßt sich betrügen.
„Der ist es, ruft man, nach dem Leben! — Zu
„dieser Satyre gehört so viel Anlage nicht! Man
„darf nur aufmerksam seyn, auf das, was um uns
„vorgehet. Wenn sie gut werden soll: so muß ich
„merken, daß der Mann vom Herzen weg redet,
„und daß er bei allem Eifer, den er hatte, doch
„Beurtheilungskraft genug besessen hat, mir unter
„den verschiedenen Originalen nur die wichtigsten und
„an diesen nur das Merkwürdigste zu schildern.

„Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerst auf
„das, wovon sie bei sich empfinden, daß sie es viel-
„leicht erreichen könnten. Allein, weil es doch eine
„gefährliche Sache ist, Narren und Bösewichter
„kenntlich zu schildern: so vermeiden sie diese Ge-
„fahr, und machen, daß das ganze Stück nichts
„taugt. Sie mahlen uns platte Charaktere, die ekel-

„haft sind, und an denen man weder genaue Zeich-
 „nung, noch das lebhaft Colorit eines Juvenals
 „findet. Beispiele davon können uns in unsern un-
 „zählbaren Wochenschriften nicht mangeln. — Unter
 „den Franzosen ist vielleicht der einzige La Bruye-
 „re, der den Ausweg eines Genies gefunden hat.
 „Er hat seine Zeichnungen übertrieben, um sie nicht
 „kennlich zu machen. Aber für seine Zeitgenossen
 „waren doch die Züge nicht verstellt, und für uns
 „haben seine Farben noch nichts von ihrer Lebhaf-
 „tigkeit verloren.

„Die Horazische Methode hingegen, eine
 „Satyre zu schreiben! ich wollte wohl behaupten,
 „daß man mit dem Talent dazu müßte gebohren
 „seyn. Vielleicht ist dieses ein Grund, warum der
 „satyrische Dichter auf dem Parnas auch seine Stelle
 „hat. Denn jene von der ersten Art sind, dünkt
 „mir, in nichts von dem prosaischen Schriftsteller
 „unterschieden. — Dies Talent ist nichts anders,
 „als die Naivetät, mit welcher der Dichter an
 „sich auf eine lebhafte Art zeigt, was er an andern
 „lächerlich gefunden hat, und es an seinem eignen
 „sonst einfachen Charakter besonders auszeichnet.
 „Oder auch: er weist auf etwas, was lächerlich ist,
 „aber ohne daß er es als ein solches zu kennen
 „scheint — und eben weil es diesen sonst so simpeln
 „Mann befremdet: so werden die übrigen jetzt auf-
 „merksam, und entdecken das Lächerliche. Nicht daß
 „der Dichter gar niemals seine satyrische Geißel mit
 „sich führte: auch Horaz, wenn er aufgebracht ist,
 „gibt seinem ineptus Fannius etwa einmal einen
 „Hieb, und läßt ihn

Discipulorum inter plorare cathedras.

„Aber es geschieht selten. Der satyrische Dichter ist
„seinem Temperament nach cupidus pacis, und
„dies macht ihn eben zu dieser Naivetät geschickt.
„Keine starke Leidenschaft, welche tobend ist, wohnt
„in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken,
„oder eine naive Handlung vornehmen soll. La Fon-
„taine und Gellert haben nur dies satyrische
„Talent, und ich vermüthe sogar, daß sie durch das-
„selbe zu der Erzählungsart in ihren Fabeln sind ge-
„bracht worden, die ihnen beliebt hat. Fast allein
„ihre Ausschweifungen, durch welche sie von der Ae-
„sopischen Kürze abweichen, und die unsre einfältige
„Nachahmerheerde für bloße Ausschmückungen der
„Erzählung gehalten hat, sind satyrische Züge, die
„dem Dichter entwischen, und eben deswegen so sehr
„gefallen, weil er sich so blöde und unerfahren an-
„stellt. Ein Mann, der so unschuldig ist, wie könnte
„der mir Schaden thun, wenn er mir auch die
„Wahrheit saget? Er sagt sie in seiner Unschuld.
„Dies ist der Grund der mannigfaltigen Erdichtun-
„gen, in welche ein gutes Genie seine Satyren ein-
„kleidet. Es muß sich Situationen erfinden, in wel-
„chen es diese Naivetät am besten zeigen kann. — —

„Die Mores Eruditorum und Genius se-
„culi *) zeigen auch diese Mannigfaltigkeit in Erfin-
„dungen, den feinen Spott, der aus der Unschuld
„des Herzens zu kommen scheint; aber auch eine
„Art von Einschränkung auf eine gewisse Gattung
„von Gelehrten. — Indessen giebt ihnen das Latei-

*) Lit. Br. Th. 10. p. 197.

„nische Kleid eine Neuigkeit, in der sie sich uns
 „zum Vergnügen darstellen. Was mag wohl die
 „Ursache davon seyn? Liegt es an dem Gedrängten
 „der Lateinischen Wendungen, an den Ausdrücken,
 „die uns durch das Natürliche, und durch einige
 „ihnen anklebende Nebenbegriffe anreizen; oder ent-
 „springt dieses Angenehme aus dem Vergnügen, das
 „wir über die glückliche Mittheilung der Gedanken
 „unser's Verfassers in der Sprache der Römer haben?
 „Ein Schriftsteller, der dieses ungezwungen erreicht,
 „läßt uns gleichsam einen Zeitgenossen des Tullius
 „hören, der sich über unsre Sitten in seiner Spra-
 „che ausdrückt.“

* * *

Ich unterschreibe im Ganzen das Bild, das man von Juvenal, Horaz und unserm Klok mahlt: ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affectiren zu wollen, muß ich doch folgendes fragweise dazu setzen, weil ich mir selbst nicht antworten will:

Sollte das Lächerliche der alten Komödie, mit dem Lächerlichen des Juvenals einerlei seyn? Ich meyne nicht das Belachenswerthe, was beide schildern, denn da versteht es sich von selbst, daß dies mit den Sitten und Zeiten sich ganz verändert haben muß: sondern nur das Lächerliche, wie beide es schildern? Ich will nicht an den Unterschied denken, den schon die lehrende Satyre, und ein pöbelhaftes Drama fodert: sondern ich rede von dem charakteristischen Tone beider, un-

abhängig von der äußern Einkleidung, bloß an sich gegen einander gesetzt.

Sollte Juvenal Sitten dergestalt in seine Satyre bringen, daß bloß die Namen verändert sind: so daß nur Aufmerksamkeit auf das menschliche Leben, ein Eifer, der vom Herzen weg spricht, und Beurtheilungskraft, das Wichtigste und Merkwürdigste zu schildern, die Talente zur Juvenalschen Satyre wären?

Wäre Juvenals Charakter, daß er Narren und Bösewichter kenntlich schildert; und er würde nicht bei diesem Kenntlichen ein Pasquillant? Sollte er von den schlechten Charakterschmierern unserer Wochenblätter bloß durch Genauigkeit und Colorit unterschieden seyn? Eine Satyre, die das Kenntliche, das Genauere zu ihrem Hauptzuge hat, verdient die den Rang, den doch Juvenal mit Recht fodert?

„Die Horazische Methode in der Satyre — mit „dem Talente muß man geböhren seyn!“ Muß denn das Juvenalsche Talent nicht angebohren seyn? — Sobald man das kindische Vorurtheil ablegt, die Einkleidung sey das Bornehmste in der Satyre, so kömmt Juvenal an Genie zur Satyre immer über Horaz.

„Juvenal ist ein prosaischer Schriftsteller, „und Horaz hat seine Stelle auf dem Parnas, „weil er mit dem Talente zur Satyre geböhren worden.“ Dürfte ich nicht hingegen sagen: Horaz ist in seinen Satyren ein prosaischer Schriftsteller, weil er vorzüglich als Dichter zur Dde geböhren ist. Juvenal ist nach seiner Kühnheit, seinem Feuer,

seinem Colorit, und selbst seinem Sylbenmaße nach, ungleich mehr Dichter. *)

Wäre La Bruyere unter allen Franzosen der einzige, der den Ausweg eines Genies gefunden, in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzosen, die in der Zeichnung des Lächerlichen auf so viel Schriftsteller stolz seyn^e können, von denen jeder eine eigene Art der Zeichnung hat — die vielleicht hierin, und hierin allein, Originale vor den Alten und Neuern sind? — Und hier wäre La Bruyere das einzige Genie? Und das einen Ausweg eben von der Juvenalschen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am wenigsten gemein hat? — Der Kopf thut mir bei diesen Fragen weh! Was muß ein Franzose denken, wenn er dies liest?

*) Denn „keine starke Leidenschaft wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken soll,“ heißt es auf der folgenden Seite, und Th. 18. p. 119. heißt es gar: „Horaz muß den Mißstand, kleine Thorheiten mit dem Schwunge des Hexameters zu belachen, selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn gerade in seinen Satyren so nachlässig bearbeitet, daß man glauben sollte, er habe es mit Vorsatz gethan, um ihn dadurch seinem Inhalt mehr zu nähern, und ihn mit dem Tone seiner Materie übereinstimmiger zu machen.“ — Dieser Ton ist naive Prose, und eben wegen dieser naiven Prose soll Horaz ein größerer Dichter seyn, als andere, die feuriger schildern? —

Dürfte nicht die Anmerkung über La Fontaine und Gellert wichtig seyn? Wer zweifelt daran, daß ihre Ausschweifungen satyrisch sind? Und folgt hieraus, daß sie in einer Aesopischen Fabel etwas mehr als Ausschmückungen sind, „daß für sie die einfältige Nachahmerheerde gehalten hat?“ Hat den La Fontaine seine lustige Schwazhaftigkeit für etwas anders ausgegeben, als für Ausschmückung? Ja blos für eine kleine Schadloshaltung gegen die Kürze des Phädrus?

Und dann? Dürfte Klog, wenigstens in einigen spätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Borne des Juvenals, der Horazischen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigener läßt. Ich sage dies nicht, um ihn zu tadeln: denn freilich, zu unsrer Zeit, muß man oft sagen, nicht blos aus Juvenal, sondern auch mit seinem eifernden Tone: *difficile est, satyram non scribere!* — Und in den meisten Stücken geben wir der Klogischen Freimüthigkeit unser geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann, wie er, der das Mark der Lateinischen Denkart und Sprache, insonderheit der Horazischen Laune, in sich gesogen, der durch seine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen die in Deutschland so seltenen Lateinischen Musen bekannter und nuzender zu machen sucht: sein Name beschließe diese Fragmente von Lateinischen Dichtern.

Haben wir Deutsche Ciceronen? *)

„Erst müssen wir Beredsamkeit und Wohl-
 „redenheit unterscheiden, und mit dem Cicero
 „bei der erstern diejenige, welche in der Feldschlacht
 „gegen die bloßen Schwerter anrückt, quae in acie
 „versatur et ferro, von der absondern, die nur
 „auf der Übungsbahn sich zeigt. Die erste man-
 „gelt uns, und wir können keinen Redner haben,
 „den wir mit Cicero oder Demosthenes mes-
 „sen könnten.

„Wir haben keine politische Beredsam-
 „keit; nicht einen Schatten davon, und können sie
 „auch nicht haben, weil unsere Staatsverfassungen
 „gar nicht dazu eingerichtet sind. Wo ist das Volk?
 „wo sind die versammelten Provinzen? Wo sind die
 „angeklagten Feldherren und Fürsten? Wo ist öf-
 „fentliche Berathschlagung über Krieg und Frieden?
 „In unsern Verfassungen bezahlt das Volk seine
 „Abgaben, und wird über den Gebrauch derselben
 „nicht gefragt; die Vornehmen werden nicht ange-
 „klagt und vertheidigt, sondern fallen in Ungnade;
 „und im Kabinette geschieht der Ausspruch: es soll
 „Krieg seyn, weil wir es wollen, und Friede, weil
 „wir nicht mehr können — und der Unterthan hört
 „es. Nun kommt zu Haufen, ihr Demosthe-

*) Dies ganze Fragment ist aus den Literaturbriefen,
 Th. 13. p. 106.

„nen und Ciceronen! Nicht wahr, alles ist euch
„fremde; — verlaßt den kleinen Markt, und lernet
„— trockene Proceffe.

„Ich thue noch einen Schritt: die große Bered-
„samkeit kann nirgends, als in der gerichtli-
„chen Art zu reden angebracht werden. Das Fo-
„rum ist das einzige Treibhaus für sie, und jeder
„andere Boden zu kalt. Wir wollen sehen, was die
„gerichtliche Art für Vortheile habe; ob diese Vor-
„theile die große Beredsamkeit zuwege bringen, und
„ob die andern Arten eben diese Vortheile verschaffen.

„Die Materien bei der gerichtlichen Art sind
„immer neu; immer höchst wichtig, selbst nach
„der Meynung der Zuhörer. Die Zeit zwischen
„der Ueberlegung und dem Erfolg ist kurz. Da-
„durch drängen sich die Gegenstände näher hinzu,
„und werden folglich größer, sinnlicher und lebhaf-
„ter. Die Gründe, deren sie sich bedient, sind ganz
„aus dem Reiche der Wahrscheinlichkeit. Ein un-
„endlicher Vortheil! Denn aller Scharfsinn des Red-
„ners kann sich dabei üben: alle seine Erfindung.
„Ferner, weil das Wahrscheinliche seine Hülfe von
„allen kleinen Umständen zusammen sucht: so berei-
„ten eben diese Umstände, folglich schon die Beweis-
„gründe, die Leidenschaften zu. Denn diese Um-
„stände liegen in den Seelen der Zuhörer, so zu
„sagen, neben andern verwandten, die dem Zuhörer
„zu vergleichen sind. Der Redner darf sie gleich-
„sam nur rühren, damit Luft hineinkomme, und
„alles fangt an zu glühen. Bläset er vollends an:
„so ist alles eine Flamme.

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig
 „macht: so geht er sein ganzes voriges Leben durch.
 „Wie viele Handlungen müssen darin nicht gewesen
 „seyn, wodurch diesem oder jenem von den Zuhörern
 „Unrecht geschehen! Diese Erinnerung giebt in der
 „Seele dieses Mannes dem Beweise des Redners
 „schon ein größeres Gewicht. Einen Aristides
 „selbst würde es leicht gewesen seyn, anzuklagen,
 „weil die Beweise seiner vorgeblichen Schuld in den
 „Herzen der Meisten schon vom Neide vergiftet lagen.
 „Daher kam es auch, daß die meisten großen Män-
 „ner sich vor den Anklagen so sehr fürchten mußten.
 „Gründe hingegen, welche auf die Gewißheit gehen,
 „haben diese Vortheile nicht.

„Endlich die Leidenschaften. Alle kann
 „der gerichtliche Redner im höchsten Grade erregen.
 „Er erweicht nicht blos zum Mitleid, er rührt bis
 „zum Schluchzen. Er bringt den Zorn nicht nur
 „zum Kochen, er läßt ihn auch zur Wuth ausbre-
 „chen. Der Zuhörer wird vom Schrecken nicht nur
 „blaß: er läuft in der Angst wie ein Unsinniger
 „herum; kurz, er macht nicht, daß der Zuhörer an-
 „fängt zu überlegen, sondern daß er sich auf der
 „Stelle entschließt. In diesem Zeitpunkte steht er
 „vor der beweglichen Menge fast wie ein Gott da,
 „der die Herzen derselben gleich den Wasserbächen
 „in Händen hat.

„Nun wollen wir die übrigen Redearten dage-
 „gen halten. Wie die Menschen heut zu Tage von
 „Homers Helden an Stärke verschieden sind: so
 „stehen auch die bei uns üblichen Redearten von der
 „alten gerichtlichen Art ab. Bei den panegyri-
 „schen und akademischen Reden erhellet es

„von selbst. Was sind die letztern? Abhandlungen
 „abstrakter Sätze. Sie können schön vorgetragen
 „werden: aber was ist dieser Schmuck gegen die
 „Rüstung auf das Schlachtfeld? Der Pa-
 „negyrikus? O laß die Zeiten noch so helden-
 „reich seyn: er ist selten anzurathen. Hundert Bio-
 „graphen; aber höchstens einen Panegyristen. Bos-
 „suet unter den Neuern ist wohl das größte Mu-
 „ster hierin, (denn Gleschier ist meistens nur
 „wohlsredend) aber einmal hat er nicht viel Lobreden
 „geschrieben: und dann wird sie auch niemand mit
 „den größten Reden der Alten vergleichen. Wenn
 „diese lobten: so war das Lob niemals ihre Haupt-
 „absicht, sondern nur ein Mittel zu derselben: den
 „Plinius ausgenommen. Einiges Mitleid und
 „Bewunderung sind die einzigen Rührungen, die
 „wir dabei fühlen können; und ehe uns der Redner
 „dazu bringt, muß er bei einer einzigen Rede fast
 „alle seine Schätze verschwenden.

„Nun bleiben noch unsre Kanzelreden übrig.
 „Ohne mich durch die Frage zu schützen: ob es nicht
 „viel besser wäre, auf der Kanzel Homilien als
 „Reden zu machen? — sey es einmal angenommen,
 „daß wir alle Beredsamkeit dabei anwenden sollen,
 „die in unserm Vermögen ist. Ich läugne es, daß
 „wir dieselbe zu dem Grade der gerichtlichen erheben
 „können. *) — Materie, Beweise und Af=

*) Und ich läugne, daß sie sich mit der gerichtlichen
 vergleichen lasse, daß sie dabei gar nichts verliere,
 wenn sie ihr auch in allem folgenden nachstände:
 eine wichtige Materie.

„fekten verweigern dem Redner ihre Hülfe, bis
 „dahin zu steigen. Die Materien des Kanzel-
 „redners rühren wohl selten durch ihre Neuigkeit, *)
 „wenigstens diejenigen gewiß nicht, die eine christliche
 „Erziehung genossen. Zu den Zeiten der Apostel
 „und bei Völkern, die erst bekehrt werden sollen,
 „ist dies freilich ganz anders; daher läßt sich auch
 „menschlicher Weise die Menge der Bekehrten in
 „einem Tage begreifen. Allein, wie kann unter uns
 „der Kanzelredner seine Materien neu machen? **)
 „Es bleibt ihm also nur das Interesse derselben
 „übrig; und dies werde ich doch nicht läugnen? Nein.
 „Ohne daß man mir es zudeklamirt, begreife ich
 „wohl, daß die Entscheidung über unser Wohl oder
 „Elend auf eine Ewigkeit wichtiger sey, als die Ent-
 „scheidung über Krieg und Frieden auf etliche Jahre.
 „Ist sie es aber auch nach der Meynung aller
 „Zuhörer, und zwar in dem Grade der Lebhaftig-
 „keit, ***) welcher allein den Willen bewegen kann?

Der

*) Nie durch eine zum voraus anlockende Neuigkeit; aber ihre Art ist auch eben die entgegengesetzte: so viel hineinzulegen, daß die Materie neu werden muß.

**) Ich könnte es dem Verfasser mit einem Worte sagen, wenn der Homilet nicht über Worte, sondern über das menschliche Leben spricht; allein dies eine Wort fodert zur Erklärung viel andre.

***) Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken, wo er es zu seiner wirklichen Absicht hat, kann ers auch erregen,

Der Redner kann es vielleicht dahinbringen, aber er
 „muß es erst thun, wenn es für den gerichtlichen
 „Sprecher schon gethan ist. *) — Desto schlimmer
 „für solche Weltkinder! — Zugestanden, und diese
 „Weltkinder sind der größte Theil der Zuhörer. Die
 „meisten Seelen entschließen **) sich nicht eher, bis
 „aller Zwischenraum der Zeit von dem Entschlusse
 „bis zur Wirkung gleichsam vernichtet ist. Diese
 „Trägheit hat sogar dem beredten Apostel einen Tri-
 „umph entrissen. Felix und Drusilla entdeck-
 „ten, daß sie noch wahrscheinlicher Weise Zeit hätten
 „neue Vorsätze zu fassen, und schickten den Redner
 „von sich. Dies liegt in der Natur der Sache selbst
 „und keine bloß menschliche Kraft kann es bei dem
 „undenkenden Haufen überwiegen.

„Gleiche Unbequemlichkeit entsteht für die Kan-
 „zel aus den Beweisen. Die Aussprüche der heil.
 „Schrift, so bald es klar ist, worauf sie gehen, schnei-
 „den alle Erfindungskunst ab. Gott hat es befohlen:
 „hier ist der ganze Beweis ***). Nur selten zeigt

*) Eben hier trennt sich der politische vom geistlichen Redner: dieser sängt an, wo jener aufhört: keiner erreicht seinen Zweck, wenn sie beide einen Weg nehmen.

**) Immer entschließen! In einen Saumel von Entschlüssen ist der Zuhörer endlich noch zu stützen; wenn das des Homiletens Amt wäre; aber vom Entschlusse zur That! die Klust überspringt der Kunstrichter, und sie ist die schädlichste.

***) Diese Worte sind der schönen Abhandlung ganz und gar unwürdig: ist das predigen, wenn man seine Materie mit einer Kette biblischer Spruchstellen umficht, und sie so aufführt? Hier verkennt der Verfasser die wahre Natur der geistlichen Beredsamkeit, und der menschlichen Seele.

„sich eine Schwierigkeit in der Anwendung auf einen
 „besondern Fall. Das freieste Feld für den Kanzel-
 „redner verschafft der Contrast der Handlungen mit
 „der Ueberzeugung von den Gesetzen; und zu diesem
 „Felde öffnet ihm das G e s c h e h e n e die Schranken.
 „Daher sind unsre besten geistlichen Reden über der-
 „gleichen Materien geschrieben. Bourdaloue, Mass-
 „sillon, Mosheim — man wähle die besten
 „ihrer Reden, und man wird mir Recht geben.

„Wie steht es nun mit den heiligen Affekten?
 „Sie werden freilich eben so erregt, wie die übrigen,
 „aber nicht eben so leicht, nicht eben so stark*)
 „Freude, Traurigkeit, Liebe, Haß, Be-
 „wundrung kann der Kanzelredner erregen, aber
 „nur in einem gewissen Grade. Ja, die ersten wer-
 „den vielmehr vermischte E m p f i n d u n g e n,
 „und die letztere verliert sich in stille A n b e t u n g.
 „Steigt er über jenen Grad: so entgehen ihm die
 „Seelen ganz aus den Händen, überlassen sich ihren
 „ruhigen Empfindungen, und der übrige Theil seiner
 „Rede ist verloren. Ja, je öfter einerlei Bild vorge-
 „bracht wird: desto schwerer fällt es, die ihm zusa-
 „gende Leidenschaft zu erwecken. Wie weit kann es
 „also der geistliche Redner bringen? O wahrhaftig!
 „Cicero könnte wohl vielleicht der beste Kanzelredner
 „unter uns seyn; aber ein Cicero würde er nicht
 „seyn. Ja, wenn Cicero unter uns wäre erzogen
 „worden: hundert gegen eins, nach seiner herrschenden

*) Wenn der politische Redner kein Akteur an Rüh-
 rung seyn kann, so muß es der geistliche noch we-
 niger seyn, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will:
 — Doch alles dieses würde theologisch!

„Neigung der Eitelkeit würde er Gedichte herausge-
 „geben haben, und ganz gewiß schlechte Gedichte.
 „Aber die Theile in den Reden der Alten sind einer-
 „lei mit den unsrigen gewesen, und auf einerlei Art ge-
 „macht worden? Was kann das helfen? Es kommt
 „auf den Gebrauch dieser Theile an. Ein Haufen
 „macht seine Kriegsübungen so wie ein ganzes Heer.
 „Er rückt fort, er lenkt sich, er hält zusammen, je-
 „der Soldat handelt. Wird deswegen ein Stadt-
 „hauptmann in einer Reichsstadt, der seine Bürger-
 „kompagnien mustern kann, Feldherr seyn? Viel-
 „leicht bis auf die zwei Kleinigkeiten, daß der Feld-
 „herr ein ganzes Heer in Bewegung setzt, und gegen
 „einen Feind in Bewegung setzt — Unsern Redner
 „fehlt die Materie, ein solches Ganzes zu machen,
 „und der Feind, den sie überwinden müssen. Dies
 „ist der Unterschied zwischen der *acies* und der *pa-*
 „*laestra* des Cicero.“

6.

Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich suche die bisher vorgezeichnete Aussicht der
 Literaturbriefe etwas weiter zu verfolgen. — Wenn
 wir auf unsern Rathhäusern keine Ciceronen mehr
 haben, da jetzt das Urtheil einer wichtigen Sache
 nicht mehr vom Volk, und von dem Zuklatschen sei-
 ner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines
 Advokaten, nicht mehr von einer glücklichen Viertel-

stunde oder einem muntern Einfall abhängt: sondern von Richtern, bei denen Gesetze, Prozeßformen, Rechtsgänge, oder höchstens Schmeicheleyen, die die Hand, und nicht das Ohr kitzeln, ihr Urtheil bestimmen: so ist die Beredsamkeit, wie es scheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln stehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können sie nicht seyn, und darf ich dazu setzen; sie sollen es auch nicht seyn: denn sie sind am unrechten Orte. Zuerst: da das Volk, dem sie reden, nie das römische Volk ist, nie jene Quiriten von stolzem Ohr und feiner Empfindung, nie jene versammelten Curien und Centurien, der Ausschuß von den Geschlechtern Roms, sondern nach der Menge zu rechnen, eine Versammlung von gesundem gutem Verstande ist, so wie ihn die Natur gibt, eine mittlere Erziehung bildet, und den das gemeine Leben beschäftigt: so muß auch der innere Geist des Vortrags sich nie über diese Sphäre erheben. Es ist eine sehr alte Schwierigkeit, daß die Zuhörer bei keiner Versammlung getheilte und verschiedne an Geschmack und Cultur wären, als die Versammlung des Kanzelredners, und bei vielen, insonderheit jungen Rednern, hat sie den Schaden gethan, daß sie ihrem Vortrage die größte Ungleichheit gegeben: hier verliert er sich in Wolken, dort schleicht er im Staube, um, wie man sich entschuldigt, beiderlei Denkarten zu umfassen. Allein, eine mittlere Höhe, die man zu treffen sucht, ist, nicht bloß bequemer, sondern auch wirklich die einzige, und beste, und das ist der populaire, freundschaftliche und vertrauliche Ton, der sich zur feinem Sprache des gemeinen Lebens herabläßt, alle scharfe abstrakte Ideen lieber in flie-

fende sorgsamere Bestimmungen auflöset, alle das spitzige, aufgestuhte, und concentrirte Allgemeine, das sich so oft hinter einzelne, willkührliche und wissenschaftliche Worte verbirgt, zu dem glatten, ungeschmückten, und entwickelnden Tone herabstimmet, der es voraussetzt, aber nicht zeigt, daß man wissenschaftlich dachte, daß man für die Kanzel dachte, daß man selbst einer Büchersprache gewohnt sey. Dieser Ton stiehlt sich sowohl dem Gelehrten, als gemeinen Mann ins Herz, denn es ist die Sprache des gesunden Verstandes und fühlenden Herzens: weder die Sprache der niedrigeren Sinne, noch die Sprache der höhern Vernunft.

Zweitens: da der geistliche Redner nie mit den Ciceronen und Demosthenen einerlei Absicht hat, so können auch ihre Mittel nie einerlei seyn. Jene wollten das Volk eine Viertelstunde übertäuben; es war ihnen genug, dasselbe auf eine kleine Zeit zu bezaubern, und ihren Vortrag und Forderung gleichsam zu dem Element ihrer Gedanken und ihrer Entschlüsse zu machen, so lange sie sprachen: sie schlugen also an jede Saite ihrer Empfindungen, die mit ihrem Zwecke eintönig war: sie weckten den Haß, die Liebe auf, die in ihren Herzen schlummerte, weil sie ihnen vortheilhaft, nicht weil sie moralisch gut war. Sie stößten ihnen Affekten ein, nicht weil ihre Seele in diesem Feuer schöner und besser würde: sondern weil diese, oft blinde, oft schädliche, und immer kurze Hitze ihren Zweck beförderte. Der Redner hätte in den wenigsten Fällen die Entschlüsse, die er wirkte, gleichsam zur beständigen Gesinnung, zur herrschenden Denkart machen können, theils weil die Entschlüsse Zeit-

entschlüsse waren und die Affekten, die er aufregte, oft unmoralisch seyn mußten. — Welch eine ganz andre Bewandniß mit den geistlichen Ciceronen unsrer Zeit! Reden sie, um eine Viertelstunde zu bezaubern, so predigen sie sicherlich nicht die Religion, sondern sich selbst. Regen sie die ganze Phantasie der Zuhörer auf: so bleibt ihr Verstand um so viel kälter: erfüllen sie die ganze Atmosphäre des Tempels mit Spezereyen: so wird der Zuhörer um so freyer athmen, wenn er in die frische Luft kömmt.

„Der Begriff der Beredsamkeit aus den Schriftstelnern des Alterthums, nach welchen man sich auch eine geistliche Beredsamkeit ausgedacht, und derselben ihren Sitz auf unsern ordentlichen Kanzeln angewiesen hat: scheint in seiner Anwendung so offenbar unrichtig, daß ich mich über ihren Beifall und Eingang wundern muß. Der Römische und Griechische Redner suchte gar nicht seine Bürger auf ihre Lebenszeit zu moralisch guten Menschen zu machen, sondern er wollte sie nur für jeho zu einem Entschlusse bringen, der durch erregte Gemüthsbewegungen am besten gewirkt werden konnte. Wenn also auf jenen Versammlungsplätzen nur so in die Seelen gedonnert ward, daß dieselben für dasmal nichts anders sehen und denken konnten, als z. B. die Gefahr vor einem macedonischen Philipp, oder einem Catilina: so hatte man alles, was man gesucht, und man ließ ihre übrigen praktischen Grundsätze so, wie sie immer seyn mochten. Der christliche Prediger hingegen hat einen ganz andern Zweck, und muß ihn haben. Es kömmt ihm darauf an, daß eine gewisse Denkungsart und Gesinnung bei dem Menschen auf immer das regierende

„Principium seiner Handlungen und seines Lebens werde: und das ist nicht das Werk einer bloßen Rührung. Es gehören klare und gewisse Erkenntnisse dazu, die in den stillen Stunden des Nachdenkens eine jede Prüfung aushalten. Dieses Licht aber entsteht nicht aus der Hitze der Gemüthsbewegungen, sondern erfordert eine kältere Ueberzeugung.“ Dies sind Worte eines Gottesgelehrten, der selbst ein Kanzelredner ist. *)

Noch ein andres Zeugniß**), über eine Sache, von der ich gern andre reden lasse: „Die Kunst, die Affekten zu erregen, ist bei den Gottesgelehrten sowohl, als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern, in großer Hochachtung, und man wendet vielen Fleiß darauf.

„Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide Demagogie in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden. Der erste, welcher mit einem polirtern, gelehrtern und witzigern Volk zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Cullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation und blieb deswegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affekten erregt.

*) s. Spaldings Werth der Gefühle. p. 195. 196.

**) Lit. Br. Th. 1. p. 70. aus den moral. Beobacht. und Urtheilen. Zürich. 1757.

„Allein, das Vornehmste, das man hiebei beobachten muß, ist, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten: und alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nachdem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit diesen letzten Reden machen sich junge Geistliche, (ich meine die, welche Autores lesen,) insgemein mehr bekannt, als mit des Demosthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlangt. Allein, ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größte Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsere Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte. Ich glaube gewiß, daß die Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen großen Theil schlafend finden werden. Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, maßen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfordert, wenn man es darinn zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet.“

Drittens: kaum dürften unsere Kanzelredner mit Cicero die Redtheite gleich haben sollen:

wenigstens ist die Sprache bei beiden sehr verschieden. Ich fange vom kleinsten an: Man hört auf der Kanzel leider zu oft zusammengeslungene, verkettete, und mit Bindewörtern verpallisirte Perioden, die einige junge Redner und unwissende Lobredner ciceronianische Perioden nennen; sie haben aber mit Cicero nichts gemein, als den äußern Leisten, und das dazu am ganz unrichtigen Ort. Wenn der Römer in den asiatischen Styl sich ausbreitet: so ist dies gemeiniglich eine Ueberschwemmung, die seine Sprache gestattet, das Dhe des Volks erlaubet, und seine Leidenschaft fodert. „Die Römer mußten wegen der Kürze ihrer „Worte die periodischen Theile fetten, wenn sie nicht „in den abgeschnittenen Styl fallen wollten. Ohne „Artikel, ohne Hülfswörter, reich an Participien füg- „te sich ihre Sprache so an einander, daß immer ein „Satz in wenigen Worten da stand. Im Deutschen „aber, welcher Unterschied! Wenn wir die Perioden „nicht schleppen wollen, müssen wir sie mannichmal „trennen*)." Wo schleppt sich aber die Sprache mehr, als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verständliche des Vortrages so oft darein setzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, den Perioden in seine fürchterliche Glieder zu ordnen, um einen panischen Schauer einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach diesem Zuschnitt: „Wenn „wir um uns umherschauen — wenn wir — wenn wir „— weil es — — so werden wir gewahr, daß die „Menschen Sünder sind:“ dies ist die gewöhnliche

*) Lit. Br. Th. 13. p. 120.

homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter, und Beiwörter, und Hülfswörter und Synonymen, und periodische Theile in Ueberfluß hat, um den Mangel an Gedanken zu verbergen, die das Ohr über-
 täubet, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit, und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet. Aber nicht blos bei diesen feichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Styl gleich von seiner zarten Jugend an, sich nach dem Latein gebildet, daß der periodische Cerimonienzwang, der in Schulen von lateinischen zu deutschen Thrien steigt, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt.
 „Im Deutschen ist ja ein Styl immer schon periodisch, wenn auch die Bindewörter der Lateiner nicht so genau dazwischen gestellet, und die Absätze so gefettet an einander gehänget sind*.“ So will es die deutsche Sprache, die von Hülfswörtern und wesentlichen Bestimmungswörtern so wimmelt, daß man die periodischen nicht nöthig hat.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es schon die Sprache an sich so fodert. „Weil bei den Römern immer ein Satz mit wenig Worten dastand, und die Seele also wenige Zeichen zu fassen hatte: so konnten auch die folgenden Begriffe eher angehänget werden, wenn nicht die Wichtigkeit der Betrachtung den Autor zwang, lieber dem Geist viel Ruheplätze zu verschaffen, als das Ohr zu füllen.“ Aber bei unsern deutschen Kanzelperioden, wie oft leidet da der Verstand! Leute von einem Geschäft- nicht aber Bücherverstande, wie können die das gan-

*) Ebendaselbst.

ze Gebäude eines solchen Perioden übersehen, wenn es auch noch so stolz errichtet wäre? Ihre Aufmerksamkeit ermüdet durch den Zwang; da sie nicht mit den Gelehrten einerlei Schärfe des Auges, und wenigstens nicht einerlei Sehpunkt haben: so sind alle die Schönheiten meistens für sie verloren, ja das Ganze wird für sie dunkel. Diese Wendung sollte den Zuhörer überraschen, und verwirrt ihn; jener Umschweif soll ihm Gelegenheit geben, selbst einen Vorsprung zu thun, und macht ihn irre: dieser kleine Schatten soll sein Auge reizen, und macht es stumpf: die Gradation soll ihn stufenweise höher führen, und macht ihn matt; jene Inversion soll dem Gedanken einen Schwung geben, und macht den Zuhörer schwindlich: wie viel rhetorischen Wendungen des Cicero muß nicht also der geistliche Redner entsagen, um nicht ein tönend Erz zu seyn. — Und nun setze man dazu, daß unsre ganze Wortfügung nicht das periodische Bild erlaubt, das mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, besser ausmalt, und bei dem Schlußwort ein Siegel der Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künste der Lateiner gehen verloren, die eine Saite nach der andern mit jedem neuen Wort treffen, und mit dem letzten das ganze Ohr und die ganze Seele füllen. Da nun die Deutsche Sprache hierin nie die Lateinische erreichen kann: warum entsagt sie denn ihrer eignen Freiheit, um in römischen Fesseln sich periodisch im Triumph aufzuführen zu lassen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts ähnliches, als: „viel Worte machen; einen „kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten „aufschwellen, labyrinthische Perioden flechten, bei „welchem man dreimal Athem holen muß, ehe man

„einen ganzen Sinn fassen kann *):“ so verkennet er Cicero ganz. „Sein Styl ist alsdann der schlechte Kanzelstyl eines seichten Homileten, der nur deswegen solche *Pneumata* herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen. — Wenn solche Perioden, die man, geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschiesel kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne schwindlicht zu werden, — wenn solche Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet werden; nimmermehr kann die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß, sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen **). Und im Grunde sind dies nichts weniger, als *ciceronianische* Perioden. Man suche die allerkürzesten aus den Reden des Römers: man findet keinen einzigen, in welchem die Symmetrie in Gedanken und Worten vernachlässigt ist. Nur diese Symmetrie macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie selten eingestreuet werden ***).“

Ich schreibe diese Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil sie wahr, nach dem Zustand unserer *ciceronianischen* Schulübungen nöthig, und wenn sie auch nur einen einzigen schlechten Homileten, oder Schul-

*) Lit. Br. Th. 9. p. 92.

**) Th. 6. p. 313.

***) p. 317.

rhetor überzeugten, schon nützlich genug wären. Ich habe sie aber auslesen müssen, weil die Literaturbriefe an diesen Stellen manchmal selbst in den weit-schweifigen homiletischen Styl*) unter homiletisch-strenge Gründe, und in homiletisch langweilige Rechtfertigung**) sich zu verirren scheinen. Das erste und letzte citire ich unten; zu dem mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn in ciceronianischen Perioden verkündigt †)“ Antwort: und wenn kein Apostel, Prophet und Kirchenlehrer es so verkündigt hätte: und der ciceronianische Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, dem Nachdruck einer Predigt entgegen; ja wenn er alles dies beförderte — so ist er immer erlaubt und nöthig, denn kein Apostel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn Deutsch, auf Kanzeln sieben hundert Jahre nach Christi Geburt, in Mantel und Krage für unsre Zuhörer gepredigt. Und Paulus macht in seiner Sprache, nach seiner Denkart, zu seinem Zwecke doch auch bisweilen Perioden, welche mit allen ihren Parenthesen nie von uns nachgeahmt werden können. Eben so mag ein anderer untersuchen: „ob Cicero solche labyrinthische Perioden, alsdann geflochten, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge figeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen wollte n. s. w. ††)“ Ich weiß nicht, ob Cicero solch ein Sophist gewesen, ich breche gar vom

*) p. 313.

**) p. 321-347.

†) p. 317.

††) Lit. Br. Th. 3. pag. 317.

Kanzelstyl ab, damit nicht, wenn dies wäre, ein wichtiger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerst zum Ritter werden will, mir gar zu diesem Stücke der Parallele salutire mit jenen Worten aus Ovids Verwandlungen:

Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit
Raucaque garrulitas, studiumque immane lo-
quendi.

Ich frage vielmehr: haben denn die Alten — haben selbst die Römer — haben sie selbst in der politischen Beredsamkeit ihren Cicero als solch ein erhabenes Muster angesehen, in quo ingenii humani summa vis et quasi mensura eluxit et constitit, und der das größte Vorbild seyn mußte, sich ihm nicht blos nachzubilden, sondern ihm nachzuahmen, ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung in allen Arten der Gelehrsamkeit zu machen — haben sie so gedacht? Es kann seyn: aber folgende Worte stehen auch in einem Römer, die seine Meynung von der alten Beredsamkeit enthalten, und die ich gleich auf unsere Homilien deuten kann. „Cassius Severus lenkte sich zuerst von jenem gebahnten Wege der alten Rednerei ab: aber ich behaupte, nicht aus Schwäche des Genies, nicht aus Mangel der Gelehrsamkeit, sondern mit reifer Ueberlegung und mit Verstand. Er sahe nemlich, daß mit dem Geiste der Zeitalter, und mit der Veränderung des Numerus für das Ohr (diversitate aurium) auch die Form und Gattung der Beredsamkeit sich ändern müsse. Damals konnte ein Volk, das unerfahren und ungebildet war, noch eine weit-

„läuftige Rede ausstehen, ja selbst das wurde dem Redner zum Lobe angerechnet, wenn er einen ganzen Tag mit seinem Vortrage hinbrachte. Daher konnten lange Eingänge und Vorbereitungen, eine Reihe historischer weithergeholter Umstände, der prächtige Aufzug mit vielen Eintheilungen, die Steigerung von tausend Beweisen, und was es sonst vor Regeln in den trocknen staubichten Büchern des Hermagoras und Apollodors gibt — alles konnte damals zur Ehre gereichen: und hatte der Redner noch dazu etwas von Weltweisheit genaschet, und brachte aus ihr ein Stück in seine Rede — o so wurde er zum Himmel erhoben! Und wer wird sich hierüber wundern? Dies alles war neu und unbekannt; selbst die wenigsten Redner sahen die Vorschriften der Redekünstler und die Sätze der Weltweisen ein. Aber, mein Gott! jetzt, da alles dies bekannt ist, da kaum jemand an der Kirchenthür siehet, (der Römer sagt, in cortina) der nicht die Anfangsgründe der Religion, (im Lateinischen studiorum) wenn nicht verdauet, so doch gekostet hätte: ist da nicht eine neue Rednerbahn nöthig, um dem Ohr nicht verdrüsslich zu werden: insonderheit vor einer Versammlung, (der Römer sagt: vor Richtern, die nicht nach Gesetz und Recht, sondern nach Gewalt und Ansehen ein Urtheil fällen,) die sich nicht immer nach Gründen und Pflicht, sondern nach Bequemlichkeit und Neigung bestimmet, die sich nicht vom Redner vorschreiben läßt, sondern sie sich selbst nimmt.“ So urtheilten die Römer*).

*) De causis, corruptis, eloquentis, dial.

über einerlei Redegattung, von einerlei Volk, über einerlei Materie, in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; blos die Zeit hatte sich geändert — Und wir, in einer ganz verschiednen Art von Beredsamkeit, vor andern Zuhörern, über andere Sachen, in einer andern Sprache, zu andern Zwecken, wollen ihnen blind nachahmen? —

Jetzt höre man des vorigen Römers Urtheil von Cicero, über den er doch besser urtheilen konnte, als wir: „Cicero hat ebenfalls der alten Beredsamkeit den Ausdruck seiner Zeit vorgezogen, und hat die Redner eines frühern Zeitalters in nichts so sehr übertroffen, als im Urtheil. Er ist, der die Rede zuerst ausgebildet, zuerst eine Auswahl in Worten, zuerst Kunst in Zusammensetzung der Theile gezeigt: blühendere Stellen versucht, einige nachdrückliche Sprüche erfunden — insonderheit in seinen spätern Reden, die er in seinem Alter aufgesetzt, als er durch Uebung und Erfahrung es schon gelernet hatte, welches die beste Art des rednerischen Vortrages sey. — Aber seine ersten Reden haben nicht ganz die Fehler der alten Beredsamkeit vermieden: er ist in den Eingängen schläfrig, im Erzählen weitschweifig, schweift müßig aus: kömmt spät in Hitze, und selten wird diese Hitze Feuer, u. s. w.“ Ich führe diese Stelle an, nicht als wenn wir die Fehler zu vermeiden hätten, die ihm A per Schuld gibt, die mußte man damals vermeiden, da der Verfasser dies schrieb, und in Absicht auf uns hat sich diese jüngere Beredsamkeit ohnstreitig wieder sehr verändert. Ich will nur das ungeheure Vorurtheil bestürmen: Cicero ist ein Muster der Beredsamkeit, schlechthin und ohne

Einschränkung: ihn nachahmen, heißt Original seyn! und zehn solche hochtrabende Ausdrücke, nach denen man in unsern Schulen, wie man sich rühmt, junge Ciceronen bildet, und sie mit einem reinen gewässerten Styl zu einem Lateinischen Perioden in ihrer lieben Muttersprache gewöhnet. Ernesti in seiner nützlichen Vorrede zu Cicero, und Kloß in seinem *Genius seculi de Ciceronianis* haben einige im Schwange gehende Fehler der wörtlichen Nachahmung gerüget: wie weit der veränderte Geist der Zeiten und Situationen selbst dem Geiste der Beredsamkeit eine andere Gestalt gegeben — will ich nicht untersuchen, sondern kehre zu meinen geistlichen Ciceronen zurück. Mein folgendes Fragment betrachtet die Homiletik nicht zum maßig und theologisch: sondern als ein Stück der Literatur; in diesem Gesichtspunkte lese man es. *) Es geht den vorigen Vergleichen der Briefe nach, und zeigt: daß die Homiletik eine ganz andere Beredsamkeit fodere: daß sie allemal bei Auszubildung nach der politischen der Alten leiden müßte: und an sich, ihrem wahren Begriffe nach, ihr ganz und gar nicht nachstehe.

*) Da es hier unter Lateinischen Schriftstellern exuliren würde: so bleibts unter meinen Papieren.